kupferblau

DAS CAMPUSMAGAZIN



BARRIERE(FREI)?

Wintersemester 2022-23 - Ausgabe 47

Lösen Sie die Weihnachtsfrau im Sommersemester ab!



Hier könnte Ihre Werbung stehen!



v. l. n. r.: Alexander Schwab, Sinem Tuncer, Thomas Kleiser, Isabel H. Jarama und Holly Geiss. *Foto: Paula Baumgartner*

Liebe Leserschaft,

Barrieren begegnen uns im Alltag immer wieder. Ob auf den ersten Blick sichtbar oder nicht, sie sind allgegenwärtig. Die letzten Jahre waren geprägt von Barrieren, die durch Corona entstanden sind. Grenzen innerhalb Europas, die lange kaum noch wahrgenommen wurden, waren plötzlich kaum zu überwinden. Sperrstunden, die viele nur noch aus der frühen Jugend kannten, mussten unter Androhung von hohen Geldstrafen eingehalten werden. Nun wütet am Rande Europas ein Krieg. Er bildet für uns alle eine finanzielle Barriere, aber vor allem schränkt er die Ukrainer*innen in allen Bereichen des Lebens ein. Auch auf ganz persönlicher Ebene gibt es Barrieren. Was sind eure?

Das Dossier berichtet von den Stufen vor der Neuen Aula, von sprachlichen Schwierigkeiten im Erasmus-Semester, von Blockaden in der eigenen Psyche und vielen anderen Barrieren. Doch sind wir diesen Barrieren hilflos ausgesetzt? Können wir etwas dagegen tun und wenn ja, was? Auch über Wege, mit Barrieren umzugehen, sie zu überwinden, oder sie einfach auszuhalten - all das findet ihr in dieser 47. Ausgabe der Kupferblau.
Auch in den anderen Ressorts findet ihr spannende Artikel. Im Politikressort erfahrt ihr von studentischen Palmerwähler*innen, gendergerechten Toiletten und dem Nutri-Score. Das Kupferplauschressort hat einen Ausflug zum Kuckuck und zu verschiedenen Kampfsportarten gemacht und berichtet von den Erfahrungen. Von schönen Rücken im Film und der Geschichte des ITZ wird im Kulturressort erzählt und bei den Alten Bekannten erwarten euch ein Interview mit einer ukrainischen Gastprofessorin, Berichte von spannenden Nebenjobs sowie viel Wissenswertes von der Band Strahlemann.

Wir wünschen euch ganz viel Spaß beim Lesen!

Eure Chefredaktion

Viel Spaß beim Lesen wünscht eure Chefredaktion:

Alexander Schwab
Chefredaktion Print

Sinem Tuncer
Chefredaktion Online

Thomas Kleiser
Herausgeber

Isabel H. Jarama
Chefredaktion Print

Holly Geiß
Chefredaktion Print

Inhalt

KULTUR

08 Das ITZ:
Wie wird Theater zukunftstauglich?

11 Über 2400 km
Gedicht

12 Ein schöner Rücken kann auch Entzücken
Rücken im Film aus einer Betrachtung des male gaze

KUPFERPLAUSCH

16 Aikido, Karate und Co
Was hat Tübingen an Kampfsport zu bieten?

20 Mehr als ein Trinkspiel?

22 Rätselraten...
kupferblau Spaß-Department

POLITIK & WISSENSCHAFT

24 Warum haben Studierende Palmer gewählt?

26 Eine Sache der Interpretation
der Nutriscore

28 Toiletten für alle!

Mit Horoskop und Poster in der Heftmitte!

kupferblau_redaktion
Kupferblau
Kupferblau
Kupferblau_redaktion
www.kupferblau.de

DOSSIER: BARRIEREN ÜBERALL

Eine Flasche Sekt 36
oder: Der extrem steinige Weg zur Selbstbestimmung

Psychische Belastungen im Studium 38
oder: Von der Barriere im Kopf

Zwischen Hilfe und Protest 40
Ein Russe hilft Ukrainer*innen in Tübingen und kämpft mit sich

Next Stop: Tübingen. 42
Was jetzt?

„Manchmal entstehen die Barrieren nicht bei dir, sondern bei den anderen." 44

Barrierefrei durch den Studienalltag 46
Keine Hürden, nur Hilfen.

ALTE BEKANNTE

Des Rätsels Lösung... 48
kupferblau Spaß-Department

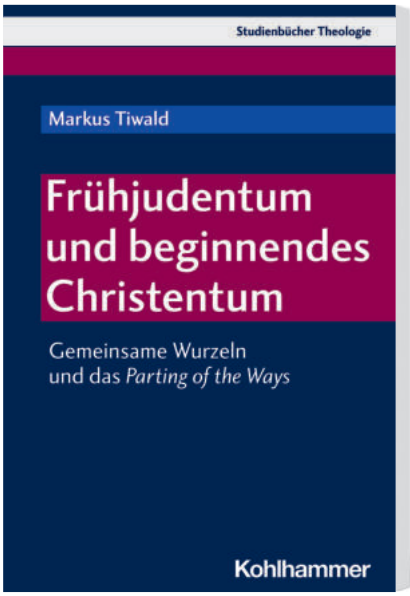
Strahlemann 50
Im Fotointerview

From the eyes of an international student 55
- Intercultural Barriers -

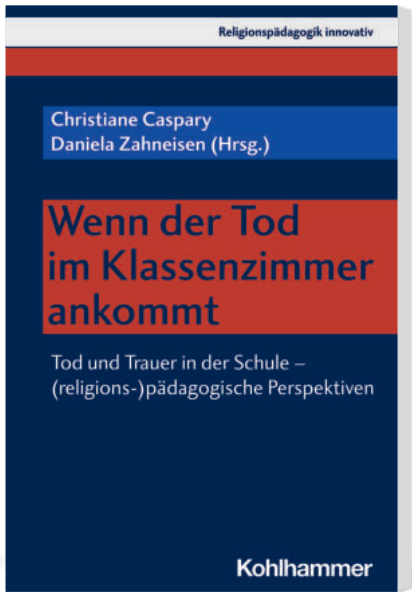
Auf ein Heissgetränk mit... 58
Professor Maria Ivanytska

K

Studienliteratur Theologie
Neuerscheinungen







Markus Tiwald

Frühjudentum und beginnendes Christentum

Gemeinsame Wurzeln
und das *Parting of the Ways*

2022. 448 Seiten mit 3 Abb. Kart.
€ 49,–
ISBN 978-3-17-042072-4
Kohlhammer Studienbücher Theologie

Jesus und seine ersten Nachfolger waren Juden – eine Glaubensgemeinschaft abseits des Judentums hatten sie nie intendiert. Das „Parting of the Ways", die Trennung von Juden und Christen, war ein langer und keineswegs monolinearer Prozess, der erst durch die christologischen Fixierungen des vierten Jahrhunderts seinen Abschluss fand. In einem großen Bogen wird das Frühjudentum in seiner politischen, soziologischen, ökonomischen und religiösen Vielfalt erklärt und das beginnende Christentum darin eingepasst. Tiwald unterstreicht, dass das Christentum nur aus dem Frühjudentum verständlich wird, erklärt, warum sich die Wege trotzdem trennten, und verdeutlicht, dass Christen bleibend auf ihre jüdischen Wurzeln verwiesen sind. Diese Neuauflage wurde für die Aufnahme in die Studienbücher Theologie durchgehend überarbeitet.

Harmjan Dam

Kirchengeschichte kompetenzorientiert unterrichten

Ein Arbeitsbuch

2023. 194 Seiten mit 35 Abb. Kart.
€ 32,–
ISBN 978-3-17-042476-0

In den letzten Jahren nimmt das Interesse an der Kirchengeschichte wieder zu, im Bewusstsein, dass das Christentum ohne seine Geschichte nicht verstanden werden kann. Dieses Arbeitsbuch für ReligionslehrerInnen, PfarrerInnen und Studierende leitet zur kompetenzorientierten Erschließung von kirchenhistorischen Inhalten an. Kirchengeschichte ist seit 300 Jahren Teil des Religionsunterrichts. Was dies für die Didaktik bedeutet, wird im ersten Kapitel ausgeführt. Im Zentrum des Buches stehen das Kompetenzmodell für kirchenhistorische Themen, die Diskussion um geeignete Inhalte und die Darlegung unterschiedlichster Methoden. Im ausführlichen Praxiskapitel wird anhand von fünf Unterrichtsreihen gezeigt, wie Kompetenzen, Inhalte und Methoden miteinander verbunden werden und wie auf diese Weise die Kompetenzen der SchülerInnen erweitert werden können.

Christiane Caspary/Daniela Zahneisen (Hrsg.)

Wenn der Tod im Klassenzimmer ankommt

Tod und Trauer in der Schule –
(religions-)pädagogische Perspektiven

2022. 298 Seiten mit 8 Abb. Kart.
€ 24,–
ISBN 978-3-17-042064-9
Religionspädagogik innovativ

Der Tod kommt in vielfacher Gestalt im Klassenzimmer an und kann die am Schulleben beteiligten AkteurInnen existentiell betreffen und herausfordern. LehrerInnen sind wichtige Bezugspersonen für SchülerInnen, besonders hinsichtlich der Begleitung in Grenzsituationen. Der vorliegende Sammelband möchte LehrerInnen aller Fächer für einen offenen, vertrauensvollen und reflektierten Umgang mit den Themen Sterben, Tod und Trauer sensibilisieren und aufzeigen, wie die Beteiligten den verschiedenen Situationen kompetent begegnen können. Aus (religions-)pädagogischer Perspektive wird die Thematik in einer facettenreichen Komposition aus (theologisch-)wissenschaftlichen und praxisorientierten Beiträgen entfaltet.

Weitere Bücher aus dem Studienliteraturprogramm Theologie in unserem Onlineshop!
Kurzlink: t1p.de/SL-Theologie

Die Bücher unseres Programms sind auch als E-Books erhältlich!
Leseproben und weitere Informationen: **shop.kohlhammer.de**

Kohlhammer
Bücher für Wissenschaft und Praxis

KULTUR

Das ITZ: Wie wird Theater zukunftstauglich?

Über die Geschichte des Tübinger Zimmertheaters, Innovationen, Barrieren und zeitgenössisches Theater - ein Porträt



Schlicht und elegant: Die Einrichtung. Foto: Clara Göhner

1958 fanden in Tübingen Schlossfestspiele statt. Schon damals gab es Barrieren, die sich darin zeigten, dass ein Schauspieler der dort auftretenden Schauspielgruppe am Tag der Aufführung einfach nicht auftauchte. Ein dem Ensemble bekannter Schauspieler konnte jedoch einspringen. Ausgerechnet die gesuchte Rolle hatte er auf der Schauspielschule schon einmal gelernt. Es war nach dieser denkwürdigen Aufführung, als die daran beteiligten Tom Witkowski, Heinz E. Johst und sein eingesprungener Bruder Werner Johst beschlossen, für diese Theatergruppe, die bisher noch keine feste Bühne hatte, eine eigene Spielstätte zu suchen. Diese fanden sie in der Bursagasse 26, nur wenige Meter vom Hölderlinturm entfernt. Mit der Eröffnungspremiere am 6. Dezember 1958 war dann das Tübinger Zimmertheater geboren. Über dieses kleinste Stadttheater der Republik soll es auch in diesem Artikel gehen.

Eine „zeitgenössische Ausrichtung" und „progressive Theatergeschichte"

Seit der Gründung vor mehr als 60 Jahren ist einiges geschehen. So hatte das Zimmertheater in der Zwischenzeit schon viele unterschiedliche Intendanten und der ursprüngliche Theaterverein wurde zu einer GmbH umgewandelt. Eine Spielzeit geht ungefähr von September bis Juni, wobei meist acht Neuproduktionen und zwei Wiederaufnahmen auf dem Programm stehen. Es arbeiten dort circa 20 Angestellte, davon fünf hauptberufliche Schauspieler*innen. Seit der Spielzeit



Die denkwürdigen Burgfestspiele 1958: Dieter Ripberger zeigt ein Bild Werner Johsts. Foto: Clara Göhner

Brüder Dieter und Peer Mia Ripberger die Intendanten, wobei Dieter eher für die Geschäftsführung und die Finanzen zuständig ist und Peer Mia die künstlerische Leitung innehat. Die beiden Brüder haben sich zum Ziel gesetzt, die „progressive Theatergeschichte“ und die „zeitgenössische Ausrichtung“ des Theaters weiterzuführen. Als Beispiel dienen der Beitritt in das „Netzwerk für Digitalität“ und den „Bühnenverein“.

Aber was bedeutet das genau? Laut Dieter Ripberger war das Zimmertheater schon immer zeitgenössisch. Von Anfang an wurden vor allem Stücke gespielt , die auf den großen Bühnen noch nicht etabliert waren. Irgendwann trafen die Brüder Ripberger dann die Entscheidung, nur noch Uraufführungen zu zeigen. Nicht nur die Regisseur*innen, sondern auch die Schauspieler*innen sind oftmals Teil des Entstehungsprozesses. Diese Art, Theater zu leben, ist für das ITZ ein wichtiges Alleinstellungsmerkmal. Auch wenn andere Theater Uraufführungen zeigen, haben diese immer auch noch andere Stücke im Programm.

„Man kann sein Publikum nur dann verändern, wenn man sich als Einrichtung verändert.“

Immer mittwochs ist Sitzungstag

Eine weitere Besonderheit ist die Transparenz beim Rechercheprozess für die Erarbeitung eines neuen Stückes. Jeden Mittwoch wird zu einer öffentlichen Sitzung im Löwen, der zweiten Location des Zimmertheaters, eingeladen. Dort referieren eingeladene Personen zu einem Thema, welches das zu erarbeitende Stück betrifft. Alle können sich am Prozess der Stückfindung beteiligen: Die Schauspieler*innen, die Regie, anwesende Dozent*innen – aber auch externe Zuhörer*innen. Der*die Textbuchautor*in lernt dadurch von den Menschen und sieht andere Sichtweisen auf das Thema des Stückes. Gleichzeitig sind viele Zuhörer*innen neugierig, wie die Impulse aus den Sitzungen umgesetzt werden. Es ist ein Lernen zusammen mit der Öffentlichkeit und ein direkter Austausch mit dem Publikum. Im Gegensatz zu anderen Theatern wird kein fertiges Stück oder Produkt durch ein später hinzu gefügtes Rahmenprogramm noch weiter vermarktet, sondern das spätere Publikum hat die Möglichkeit, selbst am Stück mitzuarbeiten und auf das Ergebnis einzuwirken.

Vom Zimmertheater zum ITZ

Zwar werden damit die Barrieren zwischen Theaterschaffenden und Publikum gesenkt, jedoch



Zeit für die öffentliche Sitzung in der Gaststätte Löwen. Foto: Clara Göhner

gibt es noch viele andere. So ist es zum Beispiel für viele Theater eine Barriere, an die regelmäßig benötigten Gelder zu kommen. Das große Glück für das Zimmertheater ist, dass es als Stadttheater von der Stadt Tübingen finanziert wird. Trotzdem hat es den Anspruch, ein breites und auf Grund der Universität ein vor allem junges Publikum zu erreichen. Getrost dem Motto „Man kann sein Publikum nur dann verändern, wenn man sich als Einrichtung verändert" kam es zu einer weiteren Neuerung: die Umbenennung in „Institut für theatrale Zukunftsforschung", kurz ITZ. Das Ziel dabei war, so beschreibt es Ripberger, Irritationen auszulösen. Es sei ein Wahrnehmungsrüttler, da nun Menschen, die das Theater vorher einfach übersehen hätten, sich Fragen stellen wie: Ist das ein Theater? Ist das ein Institut? Gehört das jetzt zur Uni? Insgesamt scheint sich das progressive Konzept ausgezahlt zu haben, da das ITZ in den letzten Jahren viel neues Publikum dazugewonnen hat und dieses sehr (alters-) divers ist.

„Das Digitale ins Analoge bringen"

Aber nicht nur auf künstlerischer, sondern auch auf organisatorischer Ebene werden Barrieren durchbrochen und Neues ausprobiert.
Digitalisierung ist dabei ein wichtiges Thema. Als Mitglied im „Netzwerk für Digitalisierung" stellt sich das ITZ die Frage, welche Möglichkeiten die Digitalisierung für das Theater bringt. Es war eines der ersten Theater, die schon am Anfang der Pandemie mithilfe einer App ein Angebot für das Publikum erstellte. Auf organisatorischer Ebene wird die moderne Technik genutzt, um besser, einfacher, nachhaltiger und effizienter zusammenzuarbeiten. Auf künstlerischer Ebene wird mit Avataren oder aufgenommenen Videosequenzen experimentiert.

Ein kleiner Fun Fact zum Schluss:

Auch gegenüber den benachbarten Katzen hat das ITZ keine Barrieren mehr. So bekam sie in den letzten Monaten immer wieder tierischen Besuch, auch wenn die Katzen über den Winter keinen Zugang zum Haus haben.

Als Fazit kann man sagen, dass im ITZ mit zeitgenössischen Techniken und zeitgenössischen Texten zeitgenössisches Theater gemacht wird, welches sich auf verschiedene Weise mit den zeitgenössischen Problemen befasst, Dinge ausprobiert und damit Barrieren überwindet.



Clara Göhner (18)

...wünscht sich eine Welt mit Empathie.



Schauspieler des ITZ beim Nachgespräch mit einer Referentin. Foto: Clara Göhner

Über 2400 km

Über 2400 Kilometer
Ich sollte über 2400 Kilometer
nord-östlich von hier sein
eine Fremde
in einem fremden Land
Da wo jetzt niemand sein möchte
Ich auch nicht
Aber ich sollte da sein
Stattdessen bin ich auf Sofas
und in fremden Betten
Ich habe kein Zimmer
Dabei bin ich in meinem Zimmer
Aber es gehört nicht mir
Jetzt nicht
In der Küche stehen meine Tassen
meine Lieblingsschüssel
Aber ich fühle mich fremd
Fremd in meinem Zuhause
Es ist nicht mein Zuhause
Wo bin ich?
Mein Herz ist in Moskau hängen geblieben
Hängen geblieben
Wie lang noch?
Ich muss weiter

17.05.2022

Holly Geiß

Ein schöner Rücken kann auch entzücken

Rücken in Filmen aus einer Betrachtung des *male gaze* – ein Essay



Once Upon a Time in America © 1984, Warner Bros. Inc

Durch das Loch in der Wand schaut ein Auge in den Raum. Natürlich gehört das Auge einem Mann, der durch das Loch eine Frau beobachtet. Ist sie gerade dabei sich auszuziehen, war das Vorhaben ein voller Erfolg. Als Zuschauer*in bekommt man oft dabei nur eines zu sehen: den Rücken. Da fragt man sich: Sind Rücken so erotisch? Wieso wird die Frau nicht von vorne gezeigt? Kurz beantwortet wäre die Frage damit, dass man die Freigabe ab zwölf Jahren behalten möchte. Über die Zeit hinweg hat das jedoch das Motiv des Rückens geprägt, als ein Motiv der Unerreichbarkeit.

In einem trügerischen Moment der Ruhe und Sicherheit zieht sie sich aus, gut sichtbar vom Punkt des stillen Beobachters. Langsam die Bluse aufknöpfen oder den Knoten des Mantels öffnen, die Ärmel von den Schultern streifen, bis die ganze Hülle fällt. Zu sehen ist nun ein großes Stück Haut, manchmal noch verziert mit dem Verschluss eines BHs. Einige schauen beim Fernsehabend mit den Eltern hier errötet weg, der Voyeur dagegen genießt das Schauspiel. Der Ablauf wirkt auf den zweiten Blick unnatürlich: Normalerweise gehört zum Ausziehen nicht dazu, das Ganze in Zeitlupe abzuwickeln oder sich ab und an halb sinnlich über den Körper zu streichen. Zumindest wenn die Begleitung des Abends nicht gerade im Bett liegt und es gleich heiß hergehen soll. Aber genauso verhält es sich in Filmen nur allzu oft:

Sei der Spanner nun ein Jugendlicher, der gerade das weibliche Geschlecht für sich entdeckt oder ein erwachsener Mann, der eine neue Nachbarin am Fenster sieht – alle schauen sie aufmerksam zu, sind erschlagen von dem Anblick, der sich ihnen gerade bietet. Zugekehrt ist ihnen der erst bekleidete, nun nackte Rücken, aber dem Blick nach zu urteilen, wollen sie nicht mehr sehen. In ihrer Vorstellung malt sich der fehlende Rest bereits aus. Filmisch überspitzt aufbereitet, präsentiert der Rücken einen wichtigen Fakt: Die Frau ist ein (noch) unerreichbares Objekt der sexuellen Begierde für den Spanner. Bereits aus dem Akt des heimlichen Beobachtens lässt sich erschließen, dass der männliche Protagonist dieser Szene keine wirklichen Chancen hat, um mit ihr seine Vorstellungen einvernehmlich wahr werden zu lassen.

Was genau ist aber das Problem bei diesen Szenen? Der Filmmarkt ist bis heute männlich dominiert, und mit diesem Umstand geht das Phänomen des male gaze leider Hand in Hand. Der *male gaze* beschreibt unter anderem den Prozess des Filmemachens aus einer männlichen Perspektive. Weibliche Charaktere werden dadurch sexualisiert und durch eine sexistische Brille betrachtet. Dazu gehört nicht nur die bildliche Darstellung, sondern auch die Bedeutung der Frau innerhalb der Story. Sie darf eine un-



Once Upon a Time in America © 1984, Warner Bros. Inc

tergeordnete Rolle spielen, sie darf als Liebesobjekt fungieren. Aber ihre Gefühle und Gedanken als Frau können ihr ebenso abgesprochen werden. Aus einer männlichen Perspektive sind diese dann eben „typisch" und keine besondere Beachtung wert.

Diese verwerfliche Handlung hat meistens keinerlei Konsequenzen für den männlichen Charakter. Die Chancen des Protagonisten, bei seinem Gegenüber zu landen, sinken nicht, selbst wenn er beim Spannern erwischt wird. Der Film wäre schließlich auch langweilig, wenn er nach dieser Stelle vorbei wäre.

Der Rücken an sich ist also keineswegs, für sich genommen, ein erotisch aufgeladener Gegenstand. Im Gegenteil: erst im Kontext des *male gaze* wird er als reizvoll präsentiert (und die Handlung des Voyeurs bleibt dabei moralisch unbedenklich). Insgesamt ist es wichtig, eine kritische Position zum *male gaze* einzunehmen. Als Drehbuch-, Romanautor*in oder Künstler*in kann man darauf achten, aber genauso gut die Zuschauer*innen. Wenn man mit dem *male gaze* vertraut ist, fällt es leichter zu erkennen, welche Filme sicherlich ein Mann gedreht haben muss und ebenso im Gegenteil, welche Filme von einer Frau. Im besten Fall wird so dem *male gaze* der Rücken zugekehrt.



Lukas Lummer (18)

... wünscht sich eine Welt mit (legalen) Streamingseiten, ohne Pop-Ups und Werbung.



The Girl Next Door © 2004, 20th Century Fox

(Diese **Anzeige** *hilft, dass die Kupferblau weiterhin kostenfrei erscheinen kann.)*

Frei nach Bert Brecht:

“Fachschaft ist das Vergnügen die Uni zu verändern.“



Auch Lust aktiv zu werden? Schau unverbindlich bei Deiner Fachschaft rein.
Hier findest Du deine Fachschaft auf Instagram.

Ein Aufruf der Fachschaften am Brechtbau *(@brechtbauplenum)* – Anglistik/Amerikanistik *(@fs.anglistik.tue)*, Germanistik *(@zudummfuermathe)*, Internationale Literaturen *(@illiterate_tuebingen)*, Rhetorik *(@fachschaft.rhetorik)*, Romanistik *(@fs_romanistik_unituebingen)*, Skandinavistik *(@fsskanditue)*, Slavistik *(@slavistik.fachschaft.tue)*, Sprachwissenschaften *(@linguistics_fachschaft_tue)* –

zusammen mit folgenden Fachschaften:
Kognitionswissenschaft *(@fachschaftkogni)*, Freie Fachschaft Wirtschaftswissenschaft *(@ffw.tuebingen)*, Politik *(@ffspolitik)*, Klassische Philologie *(@fs_klassphil_tuebingen)*, Philosophie *(@fachschaft.philosophie)*, Geschichte *(@fs_geschichte_tue)*, Psychologie *(@fspsychotuebingen)*, Medizin *(@fachschaftmedizintuebingen)*, Erziehungswissenschaft *(@erziehungswissenschaft.tuebi)*

KUPFERPLAUSCH

Aikido, Karate und Co

Was hat Tübingen an Kampfsport zu bieten?



Partnerübung der „klebenden Hände“ (chi sao) im Wing Chun. Foto: Leo Merkle



Distanzhalten im Kickboxen-Training des Ki-Dojos. Foto: Leo Merkle

Jackie Chan kennt heute jedes Kind und einige werden sich vielleicht noch an Bruce Lee erinnern können. Kampfsport und Kampfkunst sehen im Film oft sehr beeindruckend und sehr einfach aus, aber wie ist das im echten Leben? Um das herauszufinden, habe ich zehn verschiedene Trainings ausprobiert: fünf beim Hochschulsport, fünf bei einem Dojo in der Südstadt. Die Angebote findet ihr alle auf der Website des Ki-Dojos oder des Hochschulsports.

Wing Chun (Ki-Dojo):

Einer der bekanntesten Vertreter dieser modernen chinesischen Kampfkunst ist wohl Bruce Lee. Im Wing Chun liegt der Fokus auf Selbstverteidigung, Effektivität und Anwendbarkeit. Das wichtigste Prinzip besteht darin, stets den direktesten und somit kürzesten Weg zu gehen. Man steht und läuft dabei immer mit etwas gebeugten Knien und parallel aufgestellten Füßen, um einen festen Stand zu haben und von dort aus effektiv schlagen zu können. Die Armbewegungen sind sehr fließend und werden in Form weniger Grundtechniken in Partnerübungen vielfältig angewandt und wiederholt. Hier geht es um das Abwehren und Schlagen in einer Bewegung, möglichst locker und ohne Kraftaufwand. Das Training geht zwar vor allem in die Beine, die genaue Koordination der Arme erfordert allerdings auch viel Konzentration. Wer Anstrengung will, ohne sich zu verausgaben, ist hier goldrichtig.

Kickboxen (Ki-Dojo):

Beim Kickboxen dachte ich, der Name wäre Programm. Doch hier geht es hauptsächlich um das Halten von Distanz zum Angreifer. Gearbeitet wird dabei mit dem Qi, einem nach traditionell-chinesischer Vorstellung lenkbaren Energiefluss im Körper, welcher in vielen asiatischen Meditationspraxen und Kampfkünsten wie Tai Chi, Qi Gong und Kung Fu verwendet wird. Das Qi (japan. Ki) in modernen Kampfsport zu integrieren, war für mich etwas völlig Neues. In der Praxis versucht man, nicht durch verkrampftes Anspannen, sondern durch Einsatz des Qi standhaft zu sein, dabei die eigene Deckung zu halten und den Gegner so stets unter Kontrolle zu haben. Wie gut das funktioniert, zeigte sich besonders in der Sparring-Runde nach dem Training.

Grappling (HSP):

Grappling (engl. to grab) bezeichnet allgemein verschiedene Wurf-, Hebel- und Würgetechniken, meistens im Vollkontakt-Bodenkampf. Der Grappling-Kurs des HSP orientiert sich technisch stark am Brazilian Jiu-Jitsu (BJJ), einer auf Effektivität fokussierten Weiterentwicklung des japanischen Judo. Mit Armen und Beinen werden in Partnerübungen auf dem Boden verschiedene Griffe ausgeübt, um den Partner möglichst schnell und einfach unter Kontrolle zu bringen, ohne Gewalt im Sinne von Schlägen oder Tritten anzuwenden. Damit eignet sich BJJ enorm gut als Selbstverteidigungs-System und wird auch an Polizei- und Militärschulen gelehrt. Das Training kann sehr anstrengend sein. Vollkontakt bedeutet wirklich, sich Körper an Körper



Armhebel mit beinschere aus dem Brazilian Jiu Jitsu im freien Grapping-Training.. Foto: Leo Merkle



Partner-Formenlauf im Taekwondo. Foto: Leo Merkle

auf dem Boden herumzuwälzen, was aber auch sehr viel Spaß machen kann.

Taekwondo (HSP):

Taekwondo ist ein moderner koreanischer Kampfsport. Hier stehen *tae* und *kwon* für Fuß- und Fausttechniken, das *do* bedeutet in sämtlichen asiatischen Kampfkünsten Weg und ist hier mehr als Methode zu verstehen. Der Name beschreibt das Konzept sehr gut: Kennzeichnend für den Sport sind die teils sehr hohen Tritte, die von Beginn an eingeübt werden, sowie Schlagweisen ähnlich dem japanischen Karate, von welchem Taekwondo direkt abstammt. Abgesehen von Partnerübungen gibt es auch feste Formen, die gelaufen werden, wie in sehr vielen asiatischen Kampfkünsten. Diese festen Bewegungsabläufe dienen zum Einüben einzelner Bewegungen in das Muskelgedächtnis und sind im Taekwondo sehr vielfältig und verschieden, im Hochschulsport aber eher zweitrangig.

Gongkwon Yusul (HSP):

Gongkwon Yusul ist ebenfalls eine sehr junge koreanische Kampfkunst, die sogar zum Teil aus dem Taekwondo hervorgegangen ist. Im Training konnte ich allerdings auch starke Einflüsse aus dem modernen Jiu Jitsu feststellen. Auch namentlich gibt es eine große Überschneidung: Gongkwon bedeutet ‚leere Faust' und symbolisiert harte Methoden, Yusul bedeutet, genau wie Jiu Jitsu, ‚sanfte/nachgebende Technik' und bezeichnet die durch Würfe, Gelenkhebel und Bodenkampf geprägte Methodik. Es handelt sich also um eine Kombination verschiedener Kampfkünste mit Betonung auf praktischer Anwendung, weshalb es auch koreanisches MMA genannt wird oder *Dynamic Martial Arts* und sich selbst als ganzheitliches Selbstverteidigungssystem versteht. Kennzeichnend ist dabei besonders der sehr höfliche und rücksichtsvolle Umgang miteinander.

Judo (HSP):

Judo, wie es heute im Westen praktiziert wird, ist ein moderner Wettkampfsport mit Wurzeln im traditionellen japanischen Jiu Jitsu. Ziel ist hier, den Gegner*innen durch Wurftechniken auf den Boden zu bringen und u.a. dem BJJ ähnlichen Würge- und Haltegriffen dort zu fixieren. Um sich beim Training und Wettkampf nicht zu verletzen, ist im Judo das Fallen und Rollen äußerst wichtig und daher wesentlicher Bestandteil des Trainings von Beginn an. Für die Techniken im Judo spielt der Anzug eine große Rolle, der Keikogi, der zum Greifen und Werfen dient.

Aikido (HSP/Ki-Dojo):

Aikido ist eine moderne, rein defensive und friedfertige japanische Kampfkunst mit starker traditioneller Orientierung, die ebenfalls aus dem japanischen Jiu Jitsu hervorgegangen ist. Dabei handelt es sich hier nicht um einen Kampfsport im engeren Sinne: Der inneren Einstellung nach wird nicht gekämpft und gibt es keinen Gegner, sondern es werden lediglich gemeinsam mit dem Partner ‚absichtslose' Aktionen ausgeführt. So wird bei den Grundtechniken weder angegriffen noch verteidigt, auch wenn es schnell danach aussieht. Stattdessen ist das Aikido ge



Standardmäßige Bewegung zum Aushebeln des Gleichgewichts im Aikido. Foto: Leo Merkle



Wurf mit anschließendem Armhebel zur Kontrolle im Judo. Foto: Leo Merkle



Hebel von Arm und Handgelenke im Gongkwon Yusul. Fotos: Leo Merkle



Seitlich gedrehter Kick zum Oberschenkel im Karate. Fotos: Leo Merkle

prägt durch sehr fließende und weite Bewegungen, aus denen sich verschiedene Abwehrtechniken ergeben. Durch diese wird die Bewegungsenergie der Partner*in durch Griffe weitergeführt, um denjenigen durch Hebel und Würfe möglichst sicher zu Boden zu führen und dort zu kontrollieren. Auch hier ist das Abrollen sehr wichtig und wie im Judo Bestandteil jedes Trainings. Im Gegensatz zu Gongkwon und insbesondere Judo und Taekwondo spielen farbige Gurte im Aikido keine Rolle.

Kyokushin Karate (Ki-Dojo):

Karate in seiner heutigen Form ist ein moderner japanischer Kampfsport mit Wurzeln im chinesischen Shaolin Kung Fu. Es wurde im 17. Jahrhundert auf den damals unabhängigen Ryukyu-Inseln unter japanischer Besatzung und einem strikten Waffenverbot entwickelt. So war Karate von Anfang an waffenlos und ursprünglich auf das Töten mit einem einzigen Treffer ausgerichtet, auch heute noch liegt der Fokus auf dem effektiven Treffen der Gegner*in. Während aufgrund dieser Methodik in den meisten Stilen das tatsächliche Treffen im Training und Wettkampf verboten ist und jede Bewegung daher kurz vor dem Gegenüber stoppt, ist im Kyokushin-Stil das Treffen explizit erwünscht – wesentlich ist dafür auch das Abhärten besonders des Bauchbereiches. Wer lieber ohne Vollkontakt trainiert, kann das beim Hochschulsport im Shotokan-Karate tun. Die Formenläufe (*Katas*) sind zumindest beim Kyokushin deutlich weniger wichtig.

Fazit:

Tübingen hat sowohl über den Hochschulsport als auch über verschiedene gewerbliche Angebote so einiges an Kampfsport und Kampfkunst zu bieten. Über die Trainings konnte ich einen Einblick in die teilweise völlig unterschiedliche oder gar gegensätzliche Methodik und Philosophie dieser Kampfsportangebote erhalten und die Übergänge und Unterschiede zwischen Kampfkunst und Kampfsport kennenlernen.

Der Absatz zum Fitnessboxen (HSP) und zum No Style Self Defense (Ki-Dojo) findet Ihr beim scannen dieses QR-Codes:



Leo Merkle (23)

...wünscht sich eine Welt mit Chancengleichheit.


Wundersame
AlbThermen
Bad Urach
"Wie die
Zeitreise in eine
heile Welt"
albthermen
BAD URACH
Dein Biobad
WWW.ALBNATURA.DE



Mehr als ein Trinkspiel?

Die ersten Beerpong-Turniere im Kuckuck waren noch erheblich kleiner als die Heutigen.Foto: Eldin Ademovic

96 Teams, 192 Spieler*innen, 12 Tische und 960 Becher. Das Beerpong-Turnier im Kuckuck ist längst für viele zu einem festen Termin im Kalender geworden. Der Wunsch, einmal eines der größten Beerpong-Turniere Deutschlands zu gewinnen, treibt längst nicht mehr nur Tübinger*innen in die Studierendenbar Kuckuck auf dem WHO.

Es ist dieser eine Mittwoch im Monat, an dem Ekstase, Enttäuschung und ausgelassene Partystimmung sehr eng beieinander liegen. Teams mit hoch gesteckten Zielen treffen auf solche, die einfach nur zum Feiern und Trinken dabei sind. Das Beerpong-Turnier ist mittlerweile eine feste Instanz im Kuckuck, auf das viele Beerpong-Begeisterte den ganzen Monat hinfiebern. Dabei liegen die Anfänge des Turniers noch gar nicht so weit zurück und viele Stammgäste und Barkeeper*innen erinnern sich noch daran. Eldin und Hendrik, zwei der Mitbegründer*innen, haben für uns auf die Anfänge des Turniers zurückgeblickt. Eldin ist auch heute noch einer der Hauptorganisator*innen.

Die Anfänge

Angefangen hat alles Ende 2017, als Hendrik mit zwei Freunden ein paar Becher und Tischtennisbälle im Lager entdeckte. Ob sie wussten, was sie an diesem Abend anstießen? Wahrscheinlich nicht! Jedenfalls etablierte sich der ursprünglich für einen Abend aufgebaute Beerpong-Tisch und fand bei den Gästen großen Andrang, vor allem bei den amerikanischen Austauschstudierenden. Aus einem Tisch wurden irgendwann zwei und bald waren sie aus dem Kuckuck nicht mehr wegzudenken, bis man schließlich beschloss, ein Turnier zu organisieren. Allerdings mussten davor noch einige Regeln festgelegt werden. Wie alle, die schon einmal Beerpong gespielt haben, wissen, gibt es eine Bandbreite von möglichen Regeln und alle befolgen andere. Dieses Problem wurde dank eines späteren Stammgastes behoben. Er führte die Regeln, die er selbst in Amerika kennengelernt hatte, im Kuckuck ein und sie bestehen noch bis heute. Sie stellen die Bibel aller Spielenden dar und sind ihnen so heilig, dass nicht selten mit den Augen gerollt wird, wenn jemand nicht mit ihnen vertraut ist.

Am 25. April 2018 war es dann schließlich so weit: Das erste Turnier wurde ausgetragen, an dem vor allem Barkeeper*innen und Stammgästen teilnahmen. Mit 24 Teams war es ein recht kleines Turnier. Auch die Organisation steckte noch in ihren Babyschuhen. Die Ergebnisse wurden damals auf einer Tafel festgehalten und bei der Dokumentation und Berechnung der Ergebnisse kam es zum ein oder anderen Fehler. Seitdem wuchs das Turnier stetig. Immer mehr Teams meldeten sich an und der Spielplan sowie die Ergebnisse wurden schließlich mit einem Beamer an die Wand gestrahlt.

Nach der Pandemie

Doch die Pandemie machte dem Turnier einen Strich durch die Rechnung. Zwischen Februar 2020 und März 2022 fanden keine Spiele mehr statt. Womit jedoch niemand gerechnet hatte, war der Schwung, den das Turnier nach dieser Zeit bekam. Die bisherige Vorgehensweise mit Bechern, die an den Tischen stehen blieben und aus denen gut und gerne 15 Menschen an einem Abend tranken, war natürlich nicht mehr vorstellbar. Daher wurde nun für jedes Team ein Set von zehn Bechern organisiert. So konnte auf hygienische Weise wieder gespielt werden. In den zwei Jahren, die seither vergangen sind, wuchs die Anzahl der teilnehmenden Zweier-Teams auf die 96 an, die es auch heute noch sind. Doch längst überschreitet die Anzahl der Anmeldungen dieses Maximum. Zum Turnier im November 2022 meldeten sich 160 Teams an, bevor die Anmeldung schließlich geschlossen wurde. Beim Turnier im Dezember 2022 war die erforderliche Anzahl von 96 Teams bereits nach drei Stunden erreicht. Auch die Organisation wurde mit der Zeit immer aufwändiger. Waren anfangs noch zwei Menschen an der Organisation beteiligt, so braucht es mittlerweile acht bis neun Personen für die Vorbereitung, die schon Tage im Voraus beginnt.

Die Zukunft

Die Nachfrage hat natürlich auch Überlegungen angestoßen, das Turnier zu vergrößern. Allerdings könne das Eldin zufolge derzeit nicht umgesetzt werden, da dafür der Platz fehle. Jedoch denkt man darüber nach, im nächsten Sommer ein Open Air Turnier stattfinden zu lassen, an dem eventuell auch mehr Teams teilnehmen können. Ansonsten sind Eldin und die anderen Organisator*innen recht zufrieden mit dem Turnier, wie es derzeit besteht, sodass über keine umfassenden Änderungen nachgedacht wird. Sportlich gesehen kann in Zukunft jedoch noch einiges erreicht werden. Erst im November gelang dem ersten Team überhaupt die Titelverteidigung. Zudem wartet der Kuckuck noch immer sehnlich auf das erste Frauenteam, das den Titel mit nach Hause nehmen kann.

Es geht um Ruhm und Ehre

Beerpong gehört mittlerweile zum Kuckuck, wie das Amen zur Kirche. Die zwei regulären Tische sind fast jeden Abend durchgehend von Studierenden belegt, die für das nächste Turnier trainieren. Und auch das Kuckuck reagiert auf diesen Hype. Erst vor ein paar Monaten wurde ein Bildschirm neben den Tischen angebracht, welcher die Wall of Fame mit Fotos aller Gewinnerteams sowie die Bestenlisten der Spieler*innen und Teams zeigt. Diese öffentliche Ehrung hat den Ehrgeiz vieler Spieler*innen nochmals gesteigert und die Konkurrenz verschärft. Einen Preis braucht es nicht als Anreiz. Das Prestige, das ein Sieg mit sich bringen würde, reicht allen aus, um ihr Bestes zu geben. Denn schon lange ist Beerpong für manche kein einfaches Trinkspiel mehr. Das zeigt auch das Team Haeusi 96 auf ihrem Instagram-Account, auf dem sie sich wie eine Sportmannschaft präsentieren. So konnte das Team bereits zweimal den Pokal für den ersten Platz mit nach Hause nehmen. „Wenn das Turnier gut verläuft und man optimalerweise den Titel holt, dann ist das ein Glücksgefühl, welches man auch noch Tage danach mit sich rumträgt“, beschreibt Sammy, einer der Teamspieler. Er schließt mit den Worten: „Es ist toll zu sehen, wie sehr das Turnier über die letzten Jahre gewachsen ist und zu wissen, dass man einen Teil zu diesem Wachstum beigetragen hat.“

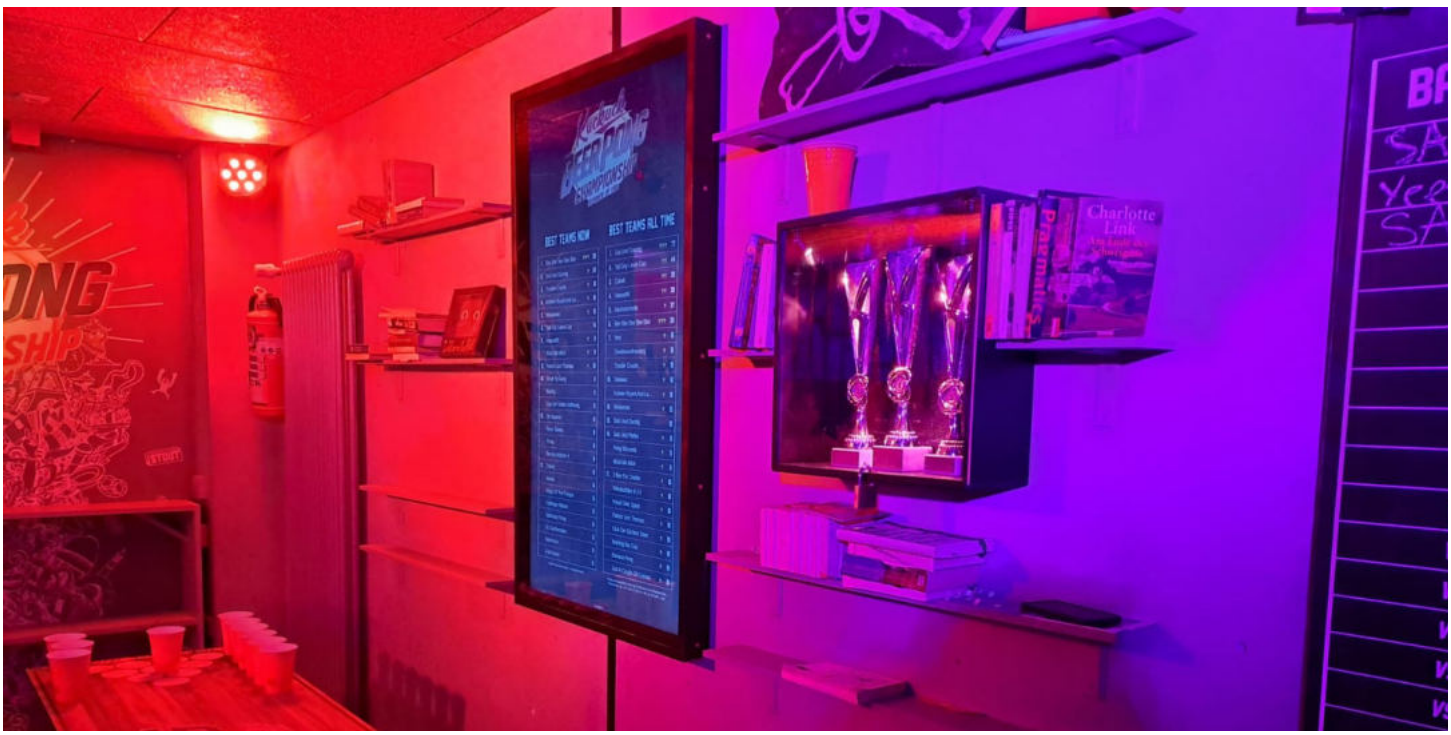


Theresa Hoff (23)

...wünscht sich eine Welt ohne das Patriarchat.

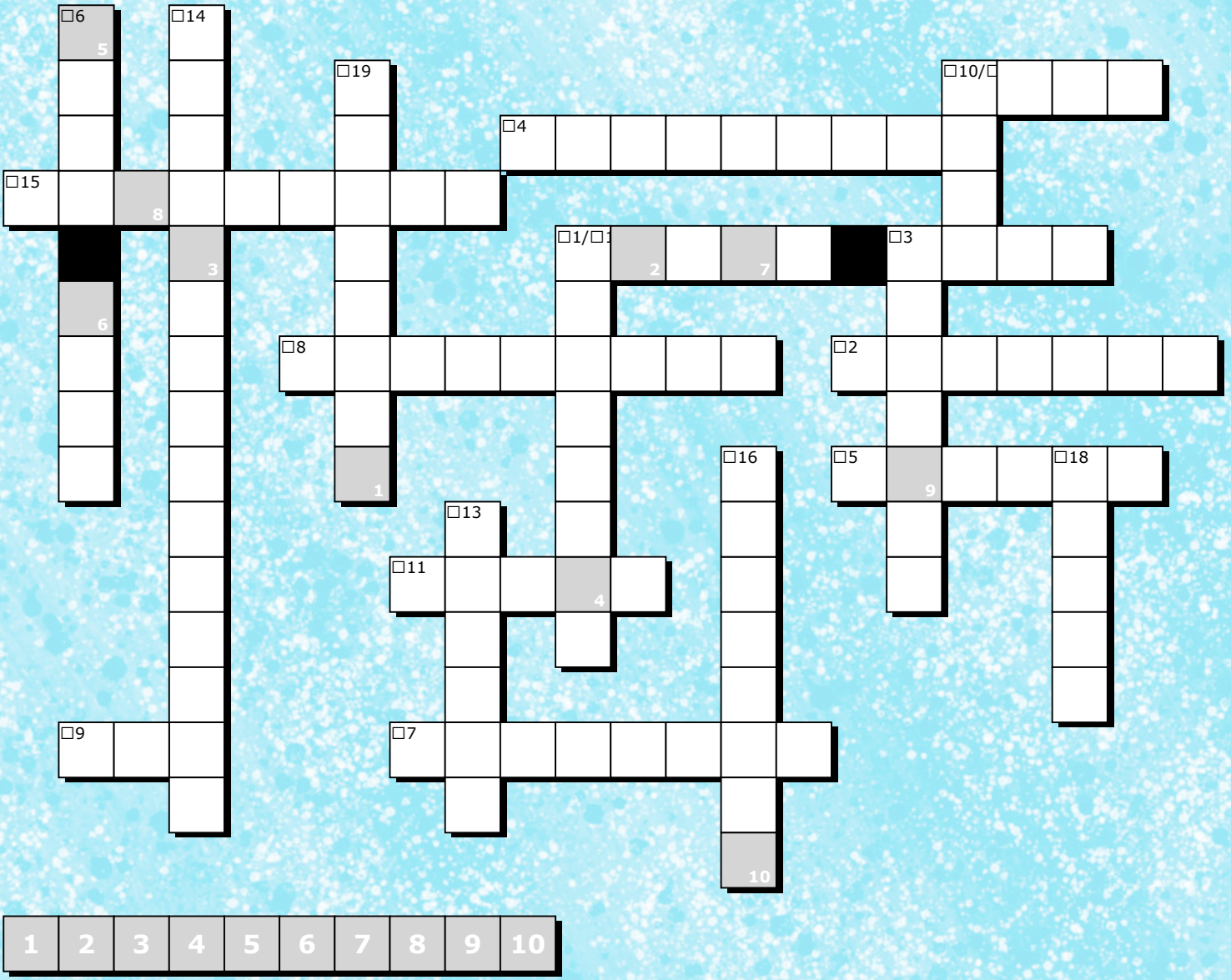


*Für viele Spieler*innen ist Beerpong mittlerweile zum Sport geworden. Dennoch steht der Spaß immer im Vordergrund. Foto: Benjamin Fürst*



Neben den Beerpong-Tischen hängen mittlerweile die Wall of Fame und eine Vitrine mit den Pokalen für das nächste Turnier. Foto: Theresa Hoff

Rätselraten...



1. Wie lautet der Nachname der Uni-Rektorin?
2. In welcher Amtszeit ist Palmer? In der ...
3. Was ist jeden Montag im Schaf und was im Kuckuck dienstags?
4. Wie heißt das Neuphilologikum?
5. Welcher bekannte Dichter hat in der Altstadt gegenüber der Stiftskirche aus dem Fenster gekotzt?
6. Wie viel kostet ein Augustiner im Kuckuck?
7. In welchem Raum probt das Akademische Orchester?
8. Welcher Bach fließt durch die Südstadt?
9. In welchem Monat fängt offiziell und gewöhnlich die Stocherkahn-Saison an?
10. Student*innen welches Fachs reißen Seiten aus den Büchern in der Bib?
11. Wie lange hat das IssWas samstags offen? ... Uhr.
12. Welcher Studiengang hat am meisten Erstimmatrikulierte im Wintersemester 22/23?
13. Wer schickt die Rückmeldefrist-Mail? (Nachname)
14. Aus wie vielen Teilsammlungen besteht das Museum der Universität Tübingen (MUT)?
15. Welches Kunstwerk aus Elfenbein zeichnet das MUT vor allem aus?
16. Wo wird jeden Donnerstag im Semester gefeiert?
17. WIe heißt die Mensa in der Altstadt?
18. Wie ist der Spitzname der organgefarbenen Katze im WHO?
19. An welchem Tag ist die wöchentliche Kupferblau-Redaktionssitzung?

POLITIK & WISSENSCHAFT

Warum haben Studierende Palmer gewählt?



Das „blaue Band". Foto: Max Maucher

Tübingens Bürgermeister polarisiert. Vor allem unter Studierenden gilt er als umstritten, jedoch hat Palmer auch hier eine Anhängerschaft. Wir wollten herausfinden, warum Studierende ihm trotzdem ihre Stimme gegeben haben.

Boris Palmer wird für 24 Jahre Oberbürgermeister von Tübingen sein. Seine Amtszeit wird damit 1,5-mal so lang sein wie die von Angela Merkel, und ganze 199-mal so lang wie die von Liz Truss. Während das für viele erschreckend klingt, haben sich die Tübinger Wählenden doch mehrheitlich für eine dritte Amtszeit ausgesprochen. Vor allem unter Studierenden gilt Palmer als umstritten, seine Aussagen zu bestimmten Themen standen und stehen im Kreuzfeuer der Kritik. Statistiken zum Wahlverhalten nach Alter gibt es nicht. Wer jedoch mit der Stimmung an der Universität vertraut ist und die Sticker auf den Laternen und in den Toilettenkabinen des Campus kennt, der geht vermutlich davon aus, dass Palmer unter Studierenden ein schlechteres Ergebnis erzielt hat als stadtweit.

Klima steht über allem

Um herauszufinden, warum viele Studierende trotzdem Palmer ihre Stimme gegeben haben, haben wir einige seiner Wähler*innen befragt. Unter den Antworten sticht vor allem ein Thema heraus: Klimaschutz. Jungen Menschen ist dieses Thema bekanntlich besonders wichtig, auch bei der Bürgermeisterwahl galt hier keine Ausnahme. „Besonders wichtig war mir umweltbewusste Lokalpolitik, was er bisher sehr gut gemacht hat", sagt Clemens, 23. Er spricht dabei vor allem Projekte wie das blaue Band an, also die Radvorrangroute, welche sich durch die ganze Innenstadt zieht, sowie Palmers Entscheidung, den Bus samstags für alle kostenlos zu machen. Dass Verkehrspolitik auf lokaler Ebene ein besonders wichtiger Aspekt der Klimapolitik ist, wurde von mehreren Befragten hervorgehoben. Ebenso erwähnt wurde nämlich die bereits angekündigte Umstellung aller Busse auf Elektroantriebe bis 2030. „Er hat gezeigt, dass er seine Versprechen in Bezug auf das Klima trotz Widerstand umsetzt", sagt Florian, 24, und erwähnt hierbei die Photovoltaikpflicht auf allen Neubauten, die seit 2018 in Tübingen gilt.

Die Realität zeigt, dass Tübingen seit Palmers Amtsantritt in Sachen Klima große Fortschritte gemacht hat: Aus einer Darstellung der Stadt ergibt sich, dass der durchschnittliche CO2-Fußabdruck einer in Tübingen lebenden Person sich von 2006 bis 2019 um 40% verringert hat, im Bundesdurchschnitt betrug die Verringerung im gleichen Zeitraum nur 22%.



Boris Palmer nach seiner Wiederwahl zum Bürgermeister am 22. Oktober 2022. Foto: Thomas Dinges

Bis 2030 hat Tübingen sich das Ziel der Klimaneutralität gesetzt, acht Jahre früher als Freiburg und zehn Jahre früher als Heidelberg.

Zudem schienen die beiden Gegenkandidatinnen Sofie Geisel und Ulrike Baumgärtner für einige Studierende in Sachen Klimaschutz wenig attraktiv.





Wahl-Sticker 2022. Fotos: Max Maucher

„Für viele Probleme hatten sie gar keine Lösungsideen oder -vorschläge", sagte eine Befragte, die eine der Podiumsdiskussionen verfolgt hatte. Auch Palmers Amtsbonus kam ihm dabei zugute. „Eine neue Amtsinhaberin müsste sich erst in die Verwaltung einarbeiten, aber Palmer hat eben einen riesigen Wissensvorteil, wie Vorhaben umzusetzen sind," meint Florian dazu. "Bei einer neuen Bürgermeisterin gäbe es ein gewisses Risiko, dass die Klimapolitik nicht auf diesem starken Niveau weitergeführt wird."

Palmer schafft Fakten

Tübingen ist bekannt für seinen Bürgermeister, und das liegt nicht zuletzt daran, dass das Städtchen immer wieder aufgrund verschiedenster Experimente Schlagzeilen macht. Während der Corona-Pandemie zirkulierte der Begriff des „Tübinger Modells", für das sich Palmer eingesetzt hatte. Dank einer ausgeklügelten Teststrategie konnten Geschäfte offen bleiben und das Infektionsrisiko blieb dennoch gering. Auch die Verpackungssteuer gilt als Beispiel dafür, dass Studierende ihre Wahl mit dem Gedanken daran trafen, dass Palmer eben oft über den Tellerrand blickt. „Das ist pragmatisch und innovativ", meint Florian. Aus diesem Grund vertrauen er und andere Befragte darauf, dass die Ziele, unter anderem Klimaneutralität 2030, eingehalten werden.

Persönlichkeit steht nicht im Vordergrund

Eine OB-Wahl sei eher eine Persönlichkeitswahl und keine Politiker*innenwahl, heißt es oft. Zumindest für Tübingen scheint diese Regel nun jedoch nicht zu gelten. Vor allem mit Blick auf Palmers umstrittene Persönlichkeit wird klar, dass er trotz seines Zeugnisses keine ganz weiße Weste hat. „Seine dummen Aussagen zu gewissen Themen sind schon ein großer negativer Punkt", findet Clemens, der wie andere Befragte seine Wahlentscheidung eher trotz, nicht wegen Palmers Persönlichkeit traf. „Viele seiner Aussagen waren unerträglich", meint auch eine andere Wählerin. „Die Themen der Wahl waren dann allerdings doch ausschlaggebend für mich."

Dass unter vielen Palmer-Wählerinnen und Wählern eine gewisse Angst herrscht, ihre Wahlentscheidung zu offenbaren, ist bei der Recherche für diesen Artikel klar geworden. Die Frage, ob ihnen Intoleranz oder Vorurteile entgegengebracht werden, bleibt offen. Doch das Zögern vieler Befragter, einen Kommentar abzugeben, weist darauf hin, dass die Fronten in Tübingen verhärtet sind. Palmer selbst ist sich dem bewusst. „Ich höre den Beifall, aber ich habe auch die Buh-Rufe gehört", sagte er am Wahlabend zu der Menschenmenge auf dem Marktplatz und versuchte, sich versöhnlich zu zeigen. „Ich hoffe, dass wir nach dieser Wahl zusammenstehen können und für das Beste der Stadt gemeinsam auf die Suche gehen."





Max Maucher (22)

...wünscht sich eine Welt mit allem und scharf zum mitnehmen, danke!

Eine Sache der Interpretation - der Nutri-Score



Nesquik Cornflakes mit unterschiedlichen Nutri-Scores. Foto: Jana Svetlolobov

Ahhhh, die Steinofenpizza mit dem grünen A und zum Frühstück am besten die Schokocornflakes von Nestle, immerhin ist auch dort die Ampel grün. Schnell greift man in das Regal und fühlt sich gut. Schnelles, einfaches und gesundes Essen, zumindest laut dem Nutri-Score. Doch der Schein trügt, grün bedeutet nicht immer grün, und das dunkelrote E ist auch nur eine Frage der Interpretation.

Was steckt also hinter dem Nutri-Score?

Die kleine Ampel von dem dunkelgrünen A bis hin zum dunkelroten E ist mittlerweile jedem bekannt. Meistens lächelt sie uns von der vorderen Seite unseres liebsten Snacks an. Doch woher kommt sie überhaupt und was sagt sie über unser täglich Brot wirklich aus?

Das Konzept der Kennzeichnung stammt von unabhängigen Ernährungswissenschaftler*innen aus Frankreich und England und wurde dort erstmals 2017 eingeführt. 2020 führte auch Deutschland das Siegel ein. Bis heute ist der Nutri-Score eine freiwillige Produktkennzeichnung von Lebensmitteln. Die Idee ist einfach, aber doch effektiv: Mit dem intuitiven System der Ampel soll es dem Konsumenten leichter gemacht werden, zwischen Gesundem und Ungesundem zu unterscheiden. Und dennoch betrachten wir manchmal unsere mit einem B ausgezeichnete Hafermilch und schauen gleichzeitig unserem Mitbewohner dabei zu, wie er eine Wagner Steinofen Pizza mit der Bewertung A in den Ofen schiebt und fragen uns: warum?



Maxipack mit einem Nutriscore A. Foto: Jana Svetlolobov

Warum schlägt die Tiefkühlpizza mit all ihren Konservierungsstoffen unsere Hafermilch?

Zur Beruhigung: Natürlich schüttet ihr euch nichts ungesundes in den Kaffee, aber der Nutri-Score ist nur ein sinnvoller Vergleichswert innerhalb einer Produktgruppe. Das bedeutet in unserem Beispiel, dass dein Mitbewohner zwar im Vergleich zur Ja-Pizza, in der das dreifache an zugelassenem Salz beinhaltet ist, das kleine Übel in den Ofen gesteckt hat, aber nicht, dass die Pizza gesund ist.

Doch wie genau kommen die Scores zustande?

Der Nutri-Score wird nach einem Punkte-Schema ermittelt. In dessen Verlauf werden positive

Inhaltsstoffe wie Proteine, Ballaststoffe und ausgewählte Öle, mit negativen Inhaltsstoffen wie Gesamtzucker, gesättigte Fettsäuren und Salz miteinander subtrahiert. Am Ende erhält man einen Punktewert, der von -1 und weniger, der dem dunkelgrünen A zugeordnet werden würde, bis +19 und mehr, der dann dem dunkelroten E zugeordnet werden würde, reichen kann. Berechnet wird dieser Wert von den Herstellern der Produkte selbst. Kontrolliert wird die Verwendung von der französischen Gesundheitsbehörde Santé publique France. Hier müssen sich Hersteller auch anmelden, wenn sie den Score verwenden wollen.

Natürlich bietet diese Regelung, dass Hersteller wie Nestlé ihre eigenen Nutri-Scores ausrechnen, keinerlei Schlupflöcher und ist vollkommen logisch, oder?

nur bei industriell verarbeiteten Lebensmitteln Sinn ergibt, z.B. bei Tiefkühlprodukten, Süßwaren oder Pudding, da dies die einzigen Lebensmittel wären, bei denen ein gemessener Wert im Vergleich eine sinnvollen Vergleich bietet. Und zuletzt kommen wir zurück zu unserem Mitbewohner vom Anfang, der mittlerweile seine A-Score Pizza genüsslich gegessen hat. Wie man bereits weiß, vergleicht der Nutri-Score immer nur die Lebensmittel einer gleichen Klasse miteinander. Ein grünes A oder B auf deiner Tiefkühlpizza bedeutet nicht, dass es sich um ein gesundes Gericht handelt - es zeigt dir aber, welche der Tiefkühlpizzen im Regal die gesündeste Wahl ist. Eine schöne Strategie für die Lebensmittelindustrie, nicht? Kein Wunder, dass das Siegel mittlerweile bei beinahe jeder Pizza auf der Verpackung prangt. Entweder man trickt



Original Wagner Pizzen im Kühlfach. Foto: Jana Svetlolobov



Milch Drink mit Nutri-Score B und Joghurt- Drink von derselben Marke ohne Nutri-Score im Kühlschrank. Foto: Jana Svetlolobov

Was, es gibt etwa doch Schlupflöcher?!

Fangen wir doch bei den grundsätzlichen Problemen an, die der Nutri-Score bietet. Zunächst kritisierte Stiftung Warentest, dass positive Inhaltsstoffe wie Omega-3-Fettsäuren und Vitamine nicht berücksichtigt werden. So bekommt beispielsweise Olivenöl wegen seines hohen Fettanteils einen sehr schlechten Nutri-Score, und die eigentlich gesunden Cashewkerne kassieren ein neutrales C. Zusatzstoffe werden nicht im Nutri-Score berücksichtigt. Ersetzt ein Hersteller also Zucker durch Süßstoff, dann macht das ein Produkt nicht unbedingt gesünder, aber es schneidet besser beim Nutri-Score ab. Demnach scheint es weniger verwunderlich, dass beinahe auf jedem Nestlé Produkt ein dunkelgrüner Nutri-Score A prangert. Außerdem werden Stimmen lauter, dass der Nutri-Score den Laien in den Glauben er würde heute etwas gesundes zu sich nehmen oder dem Konsumenten ist es in dem Moment egal. Win-win!

Ein Fazit: Augen auf vor Schlemmerei

Für wen ist nun der Nutri-Score gedacht: den Konsumenten oder den listigen Produzenten?

In erster Linie ist der Nutri-Score eine kleine Hilfe für die unter uns, die sich nicht gut mit gesunder Ernährung auskennen, mit der Betonung auf klein, da das Siegel - wie man nun weiß - auch täuschen kann. Jenen, die sich selbst bereits mit dem Thema Ernährung beschäftigt haben, bietet der Nutri-Score nicht viel Neues. Dennoch scheint die Idee eines Siegels in die richtige Richtung zu gehen. Es könnte einen Weg darstellen, der Lebensmittelindustrie realistische Grenzen aufzuweisen und Verarbeitungsprozesse transparenter zu gestalten. Dies erfordert jedoch Druck auf die Hersteller auszuüben, den Nutri-Score verpflichtend auszustellen und es den Herstellern nicht zu ermöglichen, Schlupflöcher zu finden.



Crunchchips mit Nutriscore D in Box. Foto: Jana Svetlolobov



Jana Svetlolobov (21)

...wünscht sich eine Welt ohne Sexismus.

Toiletten für alle!

Wart ihr schon mal in der Uni auf Toilette? Bestimmt. Habt ihr euch jemals darüber Gedanken gemacht, auf welches Klo ihr geht? Vermutlich die wenigsten. Man geht einfach selbstverständlich durch die Tür mit dem Symbol, das dem eigenen Geschlecht entspricht. Ist doch ganz einfach, oder? Nicht für alle. Denn während für die Meisten der Gang zur Toilette außerhalb der eigenen vier Wände, sei das in der Kneipe, der Uni oder im Kino, so automatisch geschieht wie innerhalb, ist es für manche Personen nicht so einfach.



Toilette im Brechtbau. Foto: Leo Merkle

Nochmal kurz zur Wiederholung: während sich der Großteil der Bevölkerung mit dem Geschlecht identifiziert, das ihnen bei Geburt zugewiesen wurde (cis), gibt es auch eine große Community an Menschen, die das nicht tun (trans). Aber warum sollten jetzt Transpersonen Schwierigkeiten haben, die scheinbar banale Auswahl zu treffen, welche Toilette wir nun verwenden sollten? Das kann mehrere Gründe haben:

Das Problem

Erst einmal gibt es nicht nur binäre Transpersonen, also nicht nur Transmänner und Transfrauen, sondern auch nicht-binäre trans Personen. Wer sich als nicht-binär identifiziert, sieht sich in dem Zwei-Geschlechter-Schema nicht vertreten und fühlt sich entweder irgendwo dazwischen oder völlig außerhalb von männlich und weiblich. Da erscheint der Gedanke allmählich naheliegend, dass der Toilettengang nicht für alle so einfach ist.

Als nicht-binäre Person kann ich aus Erfahrung sprechen und sagen, dass ich eigentlich jedes Mal ratlos vor den beiden Türen stehe und mir denke „ok und was jetzt? Links oder rechts?“ Je nach Tagesform mache ich mir einen Scherz daraus und werfe eine Münze oder gehe einfach in die Toilette, die näher dran ist. Meistens mache ich es aber davon abhängig, wie ich an diesem Tag gekleidet bin.

Wer als Frau schon mal auf einer Männertoilette oder umgekehrt als Mann schon mal auf einer Frauentoilette war, kann sich in etwa denken, wie es für mich ist, wenn ich auf der Frauentoilette als männlich oder auf der Männertoilette als weiblich gelesen, also wahrgenommen werde.

Es ist ein Gefühl, das sich am ehesten als Unwohlsein beschreiben lässt, da ich mich nicht auf der „richtigen“ Toilette befinde und auch gar nicht befinden kann – die entsprechenden Blicke sind da natürlich auch vorprogrammiert. Das macht den Gang zur Toilette für mich und viele andere Menschen mitunter beschwerlich bis riskant. Dieses Problem haben nicht nur nicht-binäre Personen, auch Transmänner und trans Frauen können betroffen sein. Nicht alle haben die Möglichkeit oder den Wunsch, sich den gesellschaftlichen Erwartungen an ihre Geschlechtsidentität anzupassen.

Wir erwarten von cis Frauen auch nicht, dass sie 24/7 geschminkt in Rock und High Heels rumlaufen. Eine cis Frau in Jogginghose und Pulli ist immer noch eine Frau. Gleiches gilt natürlich auch für eine trans Frau, nur dass diese Gefahr läuft, männlich gelesen zu werden. Das macht es in diesem Fall für sie unheimlich schwer, die Frauentoilette zu verwenden. o müssen sich trans Personen beim Besuch der Frauentoilette immer fragen, ob sie weiblich ‚genug‘ aussehen, um nicht aufzufallen oder anzuecken, man möchte ja keiner Frau ein ungutes Gefühl geben. Das kann sowohl trans Frauen passieren als auch androgyn auftretenden nicht-binären Personen.

Umgekehrt lässt sich das natürlich auch mit der Männertoilette machen, hier kann es sogar einen gewissen Sicherheitsaspekt zu beachten geben. Für eine queere Person, die nicht eindeutig männlich gelesen wird oder für irgendeinen Typen das „falsche“ Outfit anhat, kann der Gang in die Männertoilette unter Umständen gefährlich werden.Während an der Uni die Gefahr eines tätlichen Angriffes gering erscheinen mag, ist Jonathan* (19) jedoch genau das auf



All-Gender-Toilette an der FH Kiel. Foto: Leo Merkle

dem Männerklo einer anderen Uni passiert, weil er eben nicht männlich gelesen wurde: Einmal wurde er dort von einem Mann an die Wand gedrückt und wäre beinahe verprügelt worden, wäre in dem Moment nicht jemand reingekommen. Ein anderes Mal wurde er drangsaliert und beleidigt und musste sich sagen lassen, dass er auf dem falschen Klo sei.

Situationen wie diese machen sehr deutlich, warum für trans Personen etwas so Alltägliches und Normales eine solche Herausforderung sein kann.

Und auch, wenn man selbst die eigene Gefährdung für unwahrscheinlich hält, geht es immer noch um ein Gefühl der Sicherheit und der Zugehörigkeit. Was also beim Besuchen einer Toilette für cis Personen selbstverständlich erscheinen mag, ist für trans Personen leider nicht immer so einfach möglich. Manche trans Personen trinken außer Haus extra wenig, um nicht aufs Klo zu müssen, oder gehen trotz Harndrang nicht zur Toilette.

Das ist nicht nur keine Lösung, sondern macht eine Harnwegsinfektion unter trans Personen deutlich häufiger als unter cis Personen. Der Bericht der US Transgender Survey von 2015 zeigt, dass 59% der 27.715 Befragten es in den letzten 12 Monaten vermieden, außer Haus aufs Klo zu gehen, weil sie die Konfrontation mit anderen fürchteten; 32% aßen und tranken im selben Zeitraum weniger, um keine Toilette in der Öffentlichkeit verwenden zu müssen; 8% gaben an, eine Harnwegsinfektion oder Nierenerkrankung gehabt zu haben als Folge des Toilettenvermeidens.

Einige Artikel im International Journal of Environmental Research and Public Health bestätigen diese Ergebnisse und deren gesundheitliche Folgen.

Die Lösung

Um diesem Problem entgegenzuwirken, bieten sich Unisex-Toiletten als naheliegende Lösung regelrecht selbst an. Und bevor jetzt einige in Ohnmacht fallen, weil wir vermeintlich Frauentoiletten abschaffen wollen: Drei Toiletten zu haben anstatt nur zwei, ist eine einfache Lösung.

Unisex-Toiletten, im Englischen All Gender Toilets, sind nicht nach Geschlechtern getrennt und für alle zugänglich. Das löst zum einen das bereits erwähnte Alltagsdilemma, welches „falsche“ Klo eine Person nun verwenden soll, als auch die Frage des Sicherheitsempfindens. Zwar sollen trans Personen die Toilette benutzen dürfen, die sie möchten, warum sollte ein trans Mann auch nicht aufs Männerklo gehen dürfen. Das Schaffen einer dritten Toilette ergänzt aber die Möglichkeit, nach Wunsch auch auf einen Safe Space auszuweichen und eben nicht gezwungen zu sein, eine bestimmte Toilette zu besuchen, in der man womöglich weniger sicher ist.

Dennoch gibt es unterschiedliche Möglichkeiten, All Gender Toiletten einzurichten: Nicht immer kann ein drittes Klo ohne Weiteres nachträglich ergänzt werden, weswegen oftmals eines der beiden bereits bestehenden Klos umgewandelt wird. Beispielsweise wird dann die Männertoilette für “offen für alle” deklariert und die Frauentoilette wird zur Toilette für FINT*, also Frauen, inter, nicht-binäre und trans Personen. So haben queere Personen und Frauen einen Safe Space und männliche trans Personen können mit weniger Bedenken aufs Klo gehen, weil die Konzepte offener sind und explizit auch für sie geschaffen sind. Ist eine Toilette für alle Geschlechter offen, kann niemand falsch sein. Dadurch sind trans Personen zwar nicht garantiert, aber zumindest um einiges sicherer.

Dass das Einrichten solcher geschlechtsneutraler WCs jedenfalls kein Hexenwerk ist, beweist die FH Kiel, auf ihrem Campus gibt es bereits 30 davon. Und auch Halle und Dortmund sind mit 26 und 20 Stück gut mit dabei.

Und wie sieht es bei uns aus? Bis jetzt gibt es in vier Uni-Gebäuden genderneutrale Klos: Im Institut für Politikwissenschaft (IfP), der Evangelisch-Theologischen Fakultät, im Brechtbau und dem Institut für Empirische Kulturwissenschaft (LUI) in der Altstadt. Aber halt auch nur da.

Im Theologicum befinden sich einige Einzeltoiletten, die seit mehreren Jahren als “neutrales WC” gekennzeichnet sind; im IfP sind die Toilettentüren mit Bildern von Steh- bzw. Steh- und Sitztoiletten versehen, aber nicht beschriftet; im Brechtbau wurde auf das transgender-Piktogramm zurückgegriffen.

Das Diversitätsbüro der Uni betont, dass sie bereits ein Konzept entwickeln, das für mehr diskriminierungsfreie Räume sorge. Was All-Gender-Toiletten betrifft, seien die Fachbereiche und Institute zuständig. Wenn ihr also einen einfachen Akt der Solidarität begehen wollt, schreibt gerne der Leitung eures jeweiligen Instituts und bittet um Einrichtung eines geschlechtsneutralen WCs, um einen Beitrag zum Abbau von Barrieren zu leisten. Wenn Kiel 30 schafft und wir nur drei haben, dann ist da definitiv noch Luft nach oben!



Leo Merkle (23)

... wünscht sich eine Welt mit Chancengleichheit.

www.swtue.de/nachtbus



Jetzt jede Nacht feiern.

12 Linien. Ohne Aufpreis.

Nachtschwärmer kommen mit dem umfangreichen Nachtbus-Angebot voll auf ihre Kosten:

- **täglich** zwischen 0.00 und 3.00 Uhr
- Donnerstag bis Samstag sogar bis 4.00 Uhr
- gilt für alle Tickets im Stadttarif **ohne Aufpreis**

TüBus

swt. Stadtwerke Tübingen

WIR WIRKEN MIT.

23.08. - 22.09.

WAAGE



23.09. - 22.10.

LIEBE
Es kann nicht immer alles im Gleichgewicht sein. Versuche nicht alles regeln zu wollen. Wenn dir etwas nicht gefällt, kannst du mit deinem/deiner Partner*in darüber reden.

LEBEN
Oh je, du solltest echt mal slacklinen! Das mit deinem Gleichgewicht sieht gaaaar nicht gut aus!

LACHEN
Dein ausgeglichener Humor erheitert dich und dein Umfeld sehr. Keep going and stay edgy my friend!

SKORPION



23.10. - 22.11.

LIEBE
Du hast einen starken Willen und möchtest deinen Weg gehen, doch vergesse dabei nicht, Kompromisse einzugehen!

LEBEN
Du stehst vor einer wichtigen Entscheidung. Doch wer sagt, dass du dich schnell entscheiden musst? Lass dir Zeit!

LACHEN
Könntest du über alles lachen, nur nicht über richtig gute Witze? Kein Problem: Versuchs mal mit Lachyoga! (Lies dazu den Artikel aus unserer letzten Ausgabe).

SCHÜTZE



23.11. - 20.12

LIEBE
Bleib ruhig und warte auf den richtigen Moment, um den ersten Schritt zu machen. Gut Ding will Weile haben.

LEBEN
Behalte dein Ziel stets im Blick. Es wird sich lohnen, dafür zu kämpfen und hartnäckig zu bleiben!

LACHEN
Egal wie tollpatschig du unterwegs bist, es wird dich und deine Mitmenschen erheitern. Also auch wenn du mal nicht ins Schwarze triffst, habe keine Scheu über dich selbst zu lachen.

STEINBOCK



21.12. - 19.01.

LIEBE
Trau dich, deine Emotionen zu teilen. Du wirst überrascht sein, welche Wirkung das hat.

LEBEN
Dein Karriereweg läuft gerade nicht wie geplant? Du hast sicherlich schon eine Alternative im Gespür. Oder vielleicht hast du schon eine Lösung, um den Stein auf deinem geplanten Weg auf die Seite zu schieben.

LACHEN
Lachen ist wie Medizin, doch nehme lieber keine Medizin um zu lachen.

WASSERMANN



20.01. - 18.02

LIEBE
Pflege deine Beziehungen, egal ob sie romantischer Art sind oder nicht. Deine Lieben (Partner, Freunde und Familie) vermissen dich.

LEBEN
Das Jahr war für dich nicht leicht, aber keine Sorge: Ab jetzt geht es bergauf!

LACHEN
Dein Humor zaubert den Menschen in deinem Umfeld ein Lachen ins Gesicht. Zögere also nicht, deine Witze auszusprechen.

FISCHE



19.02. - 20.03.

LIEBE
Es gibt viele Fische im Meer. Also lass dich nicht auf den ersten Fisch ein, der dir Aufmerksamkeit schenkt, nur weil du dich gerade einsam fühlst.

LEBEN
Auch Fische können ertrinken, mach mal Pause und atme tief durch, bevor du weiter schwimmst.

LACHEN
Dein Lachen ist einzigartig, doch lache nicht über andere!





HOROSKOP

WIDDER



21.03. - 20.04

LIEBE
Jemand hat dein Vertrauen gebrochen. Auch wenn wir nicht alles vergessen sollten, so ist es doch gut, für uns zu vergeben.

LEBEN
Es ist eine gute Zeit, um deinen Sturkopf durchzusetzen. In nächster Zeit wirst du nicht viel Widderspruch bekommen.

LACHEN
Hör auf, Widderstand zu leisten und gib auch mal nach - lass dich auf die verrückten Ideen deiner Freunde ein. Du wirst Spaß daran haben, Neues auszuprobieren.

STIER



21.04. - 21.05.

LIEBE
Die Venus steht im Schatten des Uranus, der kraftvolle Stier kann sich auf eine leidenschaftliche Zeit mit neuen Erfahrungen freuen. Also spitz die Hörner und renn auf dein Glück zu!

LEBEN
Nimm dir auch mal Zeit für dich und lass die Seele baumeln, alles andere kann warten. Self-Care wird dir und deinem Alltag etwas nötige Entspannung verleihen.

LACHEN
Das Leben ist zu kurz, um nicht zu lachen. Lass dich auch nicht von schwierigen Situationen runterziehen.

ZWILLINGE



22.05. - 21.06.

LIEBE
Lies zwischen den Zeilen. Nicht jeder drückt seine Gefühle so direkt aus wie du.

LEBEN
Du setzt dich selbst viel zu sehr unter Druck. Hör auf, dich mit anderen Menschen zu vergleichen und gönne dir mal eine Pause von den sozialen Medien.

LACHEN
Du solltest dir Zeit nehmen, dich auch mal wie ein Kind zu fühlen: Egal ob Eislaufen, Schaukeln oder Origami - probier dich aus!

KREBS



22.06. - 22.07

LIEBE
Du denkst, du wärst auf der Suche, aber vielleicht hast du deine Liebe schon gefunden. Höre auf dein Herz.

LEBEN
Es mag dir im Moment alles zu viel erscheinen. Gehe doch mal raus und nimm dir Zeit für dich! Dann meisterst du alle Aufgaben viel leichter.

LACHEN
Lächle Menschen in deinem Umfeld zu. Dein Lächeln zaubert auch eines auf die Gesichter anderer.

LÖWE



23.07. - 22.08.

LIEBE
Nicht alles im Leben ist eine Jagd.

LEBEN
Egal ob an der Uni oder auf der Tanzfläche - du siehst immer fab aus, wenn du deine Mähne schüttelst.

LACHEN
Vom kleinen Grinsen bis zum lauten Brüllen: Hab keine Angst, Zähne zu zeigen!

JUNGFRAU



LIEBE
Es ist nie zu spät, zu lieben.

LEBEN
Ordnung ist überbewertet. Harmonie ist das, was für dich zählt. Du weißt, wo alles ist... auch wenn es die Anderen nicht sehen.

LACHEN
Lege dein schüchternes Lachen ab, und die Welt steht dir offen.

DOSSIER: BARRIERE(FREI)?

EINE FLASCHE SEKT
oder
Der extrem steinige Weg zur Selbstbestimmung



Illustration: Hannah Winkler

Jean-Paul Sartre stirbt im Alter von 74 Jahren. In Moskau finden die Olympischen Spiele statt, die vielerorts wegen des Einmarsches sowjetischer Truppen in Afghanistan boykottiert werden. Ronald Reagan wird als US-Präsident gewählt. Dies alles liegt lange, lange hinter uns, im Jahr 1980. In diesem Jahr wurde in Deutschland das Transsexuellengesetz verabschiedet, das bis heute in Kraft ist. Was dieses Gesetz abdeckt und wieso es problematisch ist, erfahrt ihr im folgenden Interview.

Als Sebastian* den Raum betritt, fällt einem zuerst sein schwarz-grünes T-Shirt ins Auge: Darauf ist Loki zu sehen, eine widersprüchliche und vielschichtige Figur der nordischen Mythologie. Von seitens der Menschen kam Loki nie besondere Verehrung oder Anbetung zu. Sein Name kommt aus dem Altnordischen und bedeutet so viel wie „der Luftikus“. Manche gehen davon aus, dass er von den Riesen (also den erklärten Feindbildern der nordischen Gottheiten) abstammt. Er tritt mal als Ankläger, mal als Krieger, mal als Trickser und Streichemacher auf. In Snorri Sturlusons Edda wird Loki keine geringe Rolle zugeschrieben, nicht weniger als zehn Geschichten stellen ihn als zentrale Figur in den Mittelpunkt. Alles, was über Loki bekannt ist (inklusive der hollywoodisierten Darstellung in den Marvel-Verfilmungen) erweckt den Eindruck: Loki ist eine Figur, die überaus wandelbar ist und er lässt sich nicht gerne von anderen sagen, wie er zu sein und zu handeln hat. Nach dem Gespräch mit Sebastian kann ich gut verstehen, wieso er dieses Shirt gerne trägt.

Kupferblau: Du bist dabei, deinen Namen ändern zu lassen. Erzähl doch mal ein bisschen von diesem Prozess.

Sebastian: Ich bin zur Zeit ein bisschen frustriert, muss ich sagen. Das große Problem bei diesem Prozess ist das Transsexuellengesetz. Dieses Gesetz ist einfach eine große Hürde. Man braucht zwei unabhängige Gutachten von Psycholog*innen. Und diese Psycholog*innen werden vom Gericht zugewiesen – man kann zwar Vorschläge dazu einreichen, aber an sich hat man keinen Einfluss darauf, wen man am Ende bekommt. Und natürlich bezahlt man für diese Gutachten. Danach folgt dann erst der Gerichtsprozess.

Das Transsexuellengesetz gibt es seit 1981 und es soll Menschen dabei helfen, rechtlich in einem anderen, also nicht dem bei der Geburt zugewiesenen, Geschlecht anerkannt zu werden. Es soll die Anpassung des Vornamens sowie die Änderung des Geschlechtseintrags im Geburtsregister regeln. Es gibt zwei mögliche Verfahren, die Trans-Menschen offen stehen. Die sogenannte „kleine Lösung“, bei der nur die Vornamensänderung bewirkt wird und die „große Lösung“, die die registrierte Geschlechtszugehörigkeit, also einen offiziellen Geschlechtswechsel, zur Folge hat.

**Name wurde von der Redaktion geändert*

Kupferblau: Was würde dich das dann insgesamt kosten? Und wie viel Zeit würde es in Anspruch nehmen?

Sebastian: Um die 2.000 Euro sind die geschätzten Kosten. Man kann aber Gerichtskostenhilfe beantragen. Das Ganze dauert circa eineinhalb Jahre. Erst einmal ist es schwer, überhaupt einen Termin für eine psychologische Beratung zu bekommen und dann muss man sich über einen langen Zeitraum mehrmals mit der Person treffen, um das Gutachten zu bekommen. Allein dafür kannst du ein Jahr rechnen. Dann geht es vor Gericht. Zum Thema Psycholog*innen muss ich auch sagen: Das ist ganz klar ein Glücksspiel. Ich bin an einen Psychologen geraten, für den ich eigentlich ganz dankbar bin. Aber ein Bekannter von mir, auch ein Trans*Mann, hat leider nicht so viel Glück gehabt. Er ist bei einer Psychologin, mit der es nicht so gut läuft. Sie hat während der ersten drei Treffen ausschließlich über Masturbationsgewohnheiten mit ihm sprechen wollen. So auf dem Level „Aussöhnung mit dem Körper“. Ich sage es mal so: Mein Psychologe wurde mir wärmstens von einigen Leuten empfohlen und auch er ist nicht überragend, sondern einfach nur in Ordnung. Und das erste Treffen mit ihm damals war auch eine Katastrophe. Da fehlt es schon noch an Verständnis.

„Das Gericht darf einem Antrag nur stattgeben, nachdem es Gutachten von zwei Sachverständigen eingeholt hat, die aufgrund ihrer Ausbildung und beruflichen Erfahrung mit den besonderen Problemen des Transsexualismus ausreichend vertraut sind.“ - Bundesministerium des Innern und für Heimat

Nicht nur die Erfahrungen mit den Trans*Personen zugewiesenen Psycholog*innen scheinen häufig negativ zu sein, sondern auch das Transsexuellengesetz selbst wird von vielen Menschen als überholt und entwürdigend angesehen. Die Organisation Transgender Europe (TGEU) schreibt auf ihrer Website: „Eine solche Anforderung (die eines psychologischen Gutachtens, Anm. d. Autorin) verletzt das Recht jedes Menschen, seine Geschlechtsidentität selbst zu bestimmen.“ Tessa Ganserer, die erste offen transidente Abgeordnete in Deutschland, forderte die Abschaffung des Transsexuellengesetzes und äußerte sich der *dpa* gegenüber klar und deutlich: „Ich finde, kein Mensch, kein Staat und erst recht kein Richter hat das Recht, über das Geschlecht eines anderen Menschen zu bestimmen.“

Kupferblau: Was war bisher deine größte Barriere während deiner Reise zur Namensänderung?

Sebastian: Ich habe versucht, die Namensänderung nicht über das Transsexuellengesetz zu erwirken, weil ich wusste, dass das unendlich kräftezehrend und nicht immer vielversprechend ist. Ich bin auf eine Grauzone gestoßen: Das Personenstandsgesetz. Der Punkt dabei ist, dass intersexuelle Personen mit einem simplen Schreiben ihres Arztes ihren Namen ohne behördliches Verfahren ändern lassen können. Spezifisch wurde dabei vom Bundesinnenministerium aber festgelegt, dass dieses Gesetz für intersexuelle Menschen und nicht für Trans*Personen gilt. Das Ding ist, dass die Formulierung des Gesetzes eins zu eins das ist, was du auch für die Beschreibung von transsexuellen Menschen verwenden würdest. Zum Beispiel in Tübingen würde eine Namensänderung für mich damit auch ganz einfach durchgehen. Aber leider wurde ich in Böblingen geboren und bin da im Personenstandsregister und die haben das abgelehnt. So viel erstmal zur gesetzlichen Namensänderung.

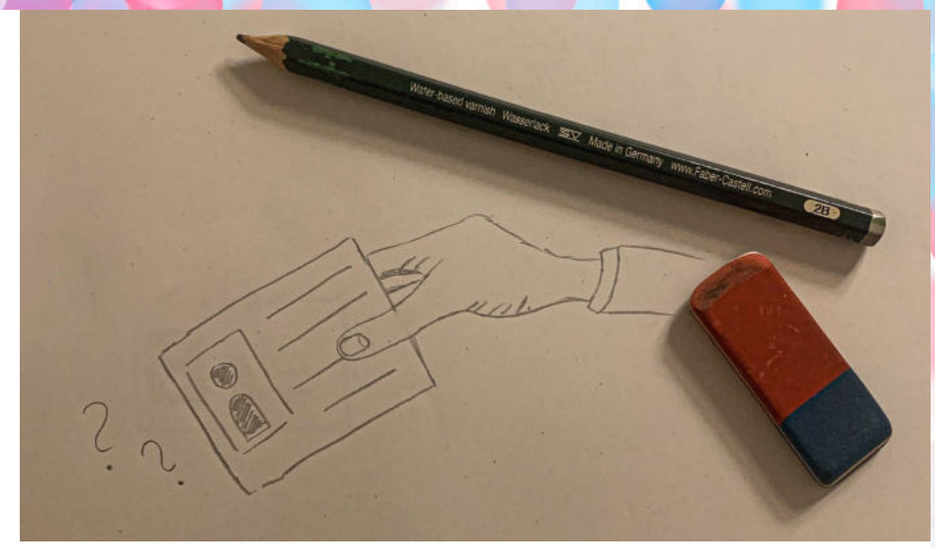


Foto: Sophie Traub

Aber ich habe hier etwas ganz Tolles: Meinen Zusatzausweis. Der ist gültig zusammen mit meinem Reisepass und hier steht mein richtiger Name drauf. Rein theoretisch kann man mit diesem Ausweis auch in der Uni seinen Namen ändern. Das habe ich auch gemacht – ein oder zwei Wochen vor Semesterbeginn habe ich einen Antrag auf Namensänderung in Papierform abgegeben. Wahrscheinlich war das ein bisschen naiv von mir und ich hätte es auf elektronischem Wege versuchen sollen, denn es hat tatsächlich bis Mitte November gedauert, bis die Uni sich bei mir gemeldet hat. Aber jetzt steht mein richtiger Name auch im Studierendenausweis. Was eine gesetzliche Namensänderung betrifft, davon nehme ich mir gerade eine kleine Auszeit. Ich bin wahnsinnig frustriert und habe auch keinen Bock auf eine weitere Enttäuschung. Also warte ich zur Zeit auf das Selbstbestimmungsgesetz. Seitdem ich an diesem Prozess dran bin, habe ich eine Sektflasche bei mir daheim im Regal stehen, die ich endlich öffnen will.

Laut Bundesfamilienministerium soll noch im vierten Quartal 2022 ein Referentenentwurf für das Selbstbestimmungsgesetz vorgelegt werden. Es soll das bestehende Transsexuellengesetz, das über 40 Jahre alt ist, endlich ablösen und für Trans*Personen ein „einfaches, einheitliches Verfahren für eine Änderung des Personenstandseintrags ohne diskriminierende Begutachtungen und Fremdbestimmung“ schaffen.



Sophie Traub (26)

... wünscht sich eine Welt mit mehr Liebe und Respekt für alle.

Kupferblau: Wie sind deine Dozent*innen mit der Änderung deines Namens umgegangen?

Sebastian: Hier an der Uni war das gar kein Problem. Ich habe es meinen Dozent*innen am Anfang des Semesters gesagt und alle sind total entspannt damit umgegangen und haben es in ihren Listen umgetragen.

Kupferblau: Möchtest du anderen Studierenden, die auch diesen Weg gehen wollen, etwas raten?

Sebastian: Ja. Der Zusatzausweis ist einfach nur großartig. Ich kann ihn ganz normal im Alltag verwenden, für meinen Job, meine Wohnung, bei der Krankenkasse und so weiter. Und wahrscheinlich sollte man versuchen, den Antrag auf Namensänderung bei der Universität elektronisch einzureichen. Vielleicht erzielt man dann schneller ein Ergebnis als ich.

Wir sind auf jeden Fall gespannt, ob Sebastian seine Flasche Sekt in der nahen Zukunft endlich köpfen kann und danken ihm herzlich für das spannende Interview.



Foto: Sophie Traub

PSYCHISCHE BELASTUNGEN IM STUDIUM

oder

VON DER BARRIERE IM KOPF



Handle with Care – Der Umgang mit psychischen Belastungen fällt vielen Menschen schwer. Gerade deshalb sollten sie in jedem Fall ernst genommen werden.
Foto: Paula Baumgartner

Meistens fängt es leise an, während man Studium und Alltag jongliert. Vielleicht sind es Tage, in denen man schwer aus dem Bett kommt; vielleicht ein flaues Gefühl im Magen, das vor jeder Prüfung schlimmer wird. Man schiebt es weg, denkt, das wird sich schon wieder beruhigen. Und dann ist sie plötzlich da. Die Barriere im Kopf.

Sie sieht bei allen Betroffenen anders aus, kann sich in Zeiten äußern, in denen man schlechter schläft oder Konzentrationsschwierigkeiten hat. Sie kann aber auch die Form von Angstzuständen oder depressiven Episoden annehmen. Eines ist sicher: Barrieren im Kopf machen das Leben ein ganzes Stück schwieriger.

Als Leonie ihre Beziehung beendet, ist sie mitten im Verfassen ihrer Abschlussarbeit. Sie jongliert die Suche nach einer neuen Wohnung, Liebeskummer und lange Tage in der Bib. Bald bemerkt sie, wie sehr sie die Situation belastet. Sie hat Probleme, sich zu konzentrieren oder produktiv zu sein. Der emotionale Stress wird so groß, dass der Abschluss des Studiums verschoben werden muss.

Die Gründe für die Barriere im Kopf können ganz unterschiedlich sein

Nicht immer sind schlimme Ereignisse der Auslöser. Manchmal stauen sich auch scheinbar triviale Probleme so lange an, bis sie die psychische Gesundheit belasten. Das Leben von Studierenden bringt schließlich einige Herausforderungen mit sich.

Das Studium ist eine Art Zwischenzustand zwischen einer behüteten Schulumgebung und dem Arbeitsleben. Das kann eine aufregende Erfahrung sein, Studierende sind voller Freiheiten: lange schlafen, eigenen Interessen nachgehen, Party machen, alles ist möglich… theoretisch. Denn das Studium ist oft ebenso durch Existenzängste und Orientierungslosigkeit geprägt. Finanziell sieht es am Ende des Monats schlecht aus, dazu kommt Prüfungsstress und das ständige Gefühl, niemals genug zu leisten.

Das alles zu verarbeiten ist keine leichte Aufgabe und da sich psychische Belastungen schnell auf Denk-Prozesse auswirken, werden sie gerade im Studium sichtbar.

Obwohl er großen Spaß im Studium hat, hat Lars schon im zweiten Semester immer mehr Probleme mit Prüfungen. Was als Nervosität anfängt, entwickelt sich zu einer richtigen Prüfungsangst. Eigentlich will er nur alles richtig machen, ein guter Student sein. Aber sein eigener Kopf blockiert ihn irgendwann so sehr, dass es sich in seinen Noten und Leistungen bemerkbar macht.

Über die eigenen Probleme zu reden, heißt, Ängste zu besiegen

Sich einzugestehen, dass man psychisch überfordert ist, ist schwer. Darüber zu reden ist noch schwerer. Zu stark ist das Gefühl, mit seinen Problemen allein zu sein. Auch die Angst vor Stigmatisierung spielt immer wieder eine Rolle. Betroffene befürchten, mit Vorurteilen konfrontiert, als ‚verrückt' angesehen oder nicht mehr ernstgenommen zu werden.

Erzählt jemand aus dem eigenen Umfeld von seinen Problemen, ist es natürlich normal, im ersten Moment nicht zu wissen, wie man damit umgehen soll. Hier heißt es auch für Angehörige, die eigenen (Berührungs)ängste zu besiegen, sich zu informieren, miteinander zu sprechen und den anderen zuzuhören. Denn: Eine Person ist mehr als ihre Probleme und es gibt Möglichkeiten, gegen die Barriere im Kopf anzukommen.

Die psychotherapeutische Beratungsstelle bietet ein offenes Ohr für jeden

Gerade wenn psychische Probleme so groß sind, dass sie den Alltag beeinträchtigen, wenn sie über lange Zeit andauern oder immer wieder kommen, ist es hilfreich, eine professionelle Einschätzung der eigenen Situation einzuholen. Die psychotherapeutische Beratungsstelle des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim ist dabei eine zentrale Anlaufstelle.

2021 haben in Tübingen 752 Personen das Angebot angenommen, etwa 2,5% aller Tübinger Studierenden ließen sich vergangenes Jahr dort beraten. Dabei gibt es einen deutlichen Trend nach oben. Als wir im Oktober 2022 mit der Beratungsstelle gesprochen haben, sind die Anmeldungen im Vergleich zum Vorjahr bereits um 10% gestiegen.

Am häufigsten angesprochen werden hier Probleme wie depressive Verstimmungen, Ängste, Schwierigkeiten bei der Stressbewältigung, Er-

schöpfung, Selbstwertprobleme und Arbeitsstörungen. Ganz egal, welches Anliegen du hast: Die Beratungsstelle bietet Informationen, gibt erste diagnostische Einschätzungen und Denkanstöße, um die eigene Situation zu verbessern.

Ein Erstgespräch kann man hier während der Öffnungszeiten übers Telefon oder vor Ort, aber auch online vereinbaren. Alle sind willkommen. Einzige Voraussetzung: Man muss an einer der betreuten Hochschulen eingeschrieben sein (die Uni Tübingen gehört dazu). Im ersten Gespräch besteht die Möglichkeit, über die persönliche Situation zu sprechen, Ziele für die Beratung festzulegen und das weitere Vorgehen zu klären.
Sind die Probleme so schwer, dass sie das Studieren nachhaltig negativ beeinflussen oder liegt die Diagnose einer psychischen Krankheit vor, bietet die Beratungsstelle außerdem Unterstützung bei der Beantragung des Nachteilsausgleichs. Darauf haben Studierende dann Anspruch, wenn sie unter einer Verfassung (übrigens egal ob psychisch oder physisch) leiden, die länger als ein halbes Jahr vom Normalzustand abweicht. Der Nachteilsausgleich bietet die Möglichkeit, die Studienkonditionen individuell anzupassen. Im Fall von psychischen Beeinträchtigungen können bei der psychotherapeutischen Beratungsstelle Stellungnahmen verfasst werden, die den Anspruch auf den Nachteilsausgleich belegen.



Die Friedrichstraße 21. Hier, im 4. Stock, findet man die psychotherapeutische Beratungsstelle des Studierendenwerks. Foto: Paula Baumgartner

Nightline – Wenn man jemanden zum Reden braucht

Aber nicht immer ist eine psychotherapeutische Beratung die richtige Anlaufstelle. Wer einfach jemanden zum Zuhören braucht, kann die Nummer der Nightline Tübingen wählen.
Das Angebot von Studierenden für Studierende ist kein psychologisches Hilfsangebot, sondern ein anonymes Zuhörtelefon.

Die ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen sind für alle da, die dringend etwas loswerden müssen. Egal, ob Liebeskummer, Geldsorgen oder Prokrastination – Studierende können über die Dinge sprechen, die sie beschäftigen. Das Wichtigste: Kein Anliegen ist zu klein.
Die Nightline ist genau zu der Zeit da, zu der sich überschüssige Gedanken im Kopf anstauen: Nachts. Montag bis Donnerstag und Samstag kann man sich hier von 21:00 bis 24:00 Uhr melden – per Telefon und per Chat.

Barrieren abtragen lohnt sich – auch im Kopf

Egal, ob sie klein oder groß ist, schnell wieder verschwindet oder über Jahre bleibt, fast jede*r Studierende steht irgendwann mal vor einer Barriere im Kopf. Und das ist okay. Wichtig ist nur, sie ernst zu nehmen. Sie ist niemals zu unwichtig und sollte auch nicht einfach zur Seite geschoben werden. Denn dann taucht sie meistens später wieder auf und macht Probleme.
Auch wenn es Anstrengung kostet, sie abzubauen, die Arbeit lohnt sich. Und sie muss nicht alleine geleistet werden. Unterstützung bietet dabei nicht nur das Umfeld, sondern auch Angebote der Uni.

Jana achtet heute mehr auf ihre Psyche als noch vor ein paar Jahren. Sie weiß jetzt, dass es nichts bringt, ihre Probleme so lange zu ignorieren, bis irgendwann gar nichts mehr geht. So versucht sie, sich mehr Gutes zu tun, über Dinge zu reden, die sie beschäftigen und immer wieder zu reflektieren, wie es ihr wirklich geht. Das hilft nicht immer. Aber oft.



Paula Baumgartner (22)

... wünscht sich eine Welt mit viel Empathie.



Nightline Tübingen e.V.: Ein Zuhörtelefon von Studierenden für Studierende.

ZWISCHEN HILFE UND PROTEST

Ein Russe hilft Ukrainer*innen in Tübingen und kämpft mit sich.



Illustration: Marcel Sabol

Immer noch kommen Ukrainer*innen nach Tübingen. Immer noch tobt ein Krieg. Und noch immer sind es die einzelnen Schicksale, die kleinen Geschichten, die dabei übersehen werden. Keine große Einordnung deshalb, hier in der Kupferblau. Stattdessen ein Interview mit einem russischen Studenten, ehrenamtlich tätig und persönlich belastet. Er berichtet von einer anderen Seite. Von viel Engagement. Vom Leben in Russland. Von der Angst und all den aktuellen Paradoxien.

Mischa* arbeitet ehrenamtlich bei der Geflüchteten Hilfe in Tübingen. Er dolmetscht dort für Ukrainer*innen, hilft bei Formularen und beim Zurechtfinden im Alltag und vermittelt so zwischen Geflüchteten, Ämtern und Alltag.
Als Russe hat er bisher kaum schlechte Erfahrungen gesammelt. Weder Anfeindungen, noch Beschuldigungen oder harte Diskussionen. Und doch leidet er unter dem Bild, das seine Heimat prägt. Er hilft auch um sich selbst zu helfen.

**Name von der Redaktion geändert.*

Weil er sich auch schon in St. Petersburg gegen das Regime Putins positioniert hat. Weil damals Demonstrationen von Mal zu Mal schlimmer wurden. Wo früher nur Einzelne ins Gefängnis kamen und nur kurz, da kamen bald schon Terrormethoden hinzu.

In Tübingen hilft er, wo er kann - teils für sich, teils für die Opfer eines Angriffskriegs, den er verurteilt. Und für den er sich schämt. Der vieles wieder hochholte. Der Beziehungen belastet. So zeigt sich ein kleines Schicksal, abseits der großen Berichte. Als Helfer für neu angekommene Ukrainer*innen konnte er verarbeiten, dass sein Heimatland ein Nachbarland angreift. Dabei erfuhr er, wie schwer es ist, sich selbst nicht zu verurteilen. Obwohl er immer gegen den Krieg war und auch schon in Russland gegen das *System Putin*. Er hilft als Dolmetscher, denn die meisten Ukrainer*innen sprechen auch russisch und da er selbst schon länger hier ist, kennt er sich aus. Bürokratische Hürden für Fremde musste auch er nehmen, wenn auch aus anderen Gründen. Seit Jahren studiert er hier Cognitive Science. Die Erfahrungen mit Ämtern und deutschen Eigenheiten nutzt er jetzt und stellt sich für Ukrainer*innen in den Dienst. Dort gab es eine Mitarbeiterin, die viel im persönlichen Kontakt arbeiten wollte und so kam Mischa* viel mit Geflohenen ins Gespräch. Er erfuhr dabei nie Hass - obwohl er als Russe fast damit gerechnet hatte. Stattdessen waren alle sehr dankbar, wenn er beispielsweise klarstellte, dass Ukrainische Pässe nicht ablaufen. Ein Novum beim Einwohnermeldeamt, das partout auf ein Ablaufdatum bestehen wollte. Seit besagte Mitarbeiterin weg ist, laufen viele Geschäfte bei der Geflüchtetenhilfe wieder typisch Amt: im Büro sitzen, am Computer, Formulare und Termine arrangieren. Das nervt ihn, denn dabei kommt er sich weniger hilfreich vor. Und das betont er mehrmals. Es scheint ihm wichtig zu sein, dass er direkt helfen kann und diese Hilfe auch bestätigt bekommt. Mehr und mehr scheint es im Interview, als wolle er sich selbst beweisen, kein Schuldiger zu sein.

In seiner Heimatstadt nahm Mischa* an Demonstrationen teil, als es noch ging. Die zunehmende Polizeigewalt und das ständige Gefühl, in privater Opposition zu sein, hemmten das irgendwann. Auch deshalb wollte er nicht in Russland studieren. Und weil in privaten Videos



*Ansicht zweier Helfer und ukrainischer Schüler*innen beim Deutschunterricht. Vorne, jeweils außen die Lehrer, dazwischen die Ukrainer*innen. Anonymisiert.*
Foto: Marcel Sabol

immer wieder Gewalt zu sehen war. Als er einmal ein Video sah, in dem eine Frau von Polizisten verprügelt wurde, dachte er nur: wenigstens wird sie nicht vergewaltigt. Das schockierte ihn. So normal war es schon geworden, dass er fast erleichtert aufatmet, wenn nur geprügelt wird. So wollte er nie denken. Doch die Normalität sah schon damals so aus.

Aktuell kann er einer Schülerin aus der Ukraine, deren Abschluss hier nicht zählt, beim Studienkolleg helfen. Das können Menschen machen, deren Hochschulzugangsberechtigung hier nicht zählt. In ein paar Monaten kann man das Abitur nachholen und dann in Deutschland studieren. Mischa* musste das auch machen, weil auch sein Abschlusszeugnis nicht ausreichte. Denn in Russland dauert es ein Jahr weniger bis zum höchsten Schulabschluss. Grund genug für deutsche Behörden, das letzte Jahr nachträglich zu verlangen.

Jetzt, heute, mit dem Krieg, schleppt er sich seit Februar durch sein Leben. Er kann es noch immer nicht fassen. Aber wenigstens kann er helfen. Deshalb will er helfen und deshalb hilft er auch.

Mit seinen Freunden könne er darüber kaum reden. Zwar seien alle verständnisvoll und interessiert, doch wirklich verstanden fühle er sich kaum. Auch, wie er meint, weil er das selbst alles nicht versteht. Schön sei dennoch zum Beispiel eine Erfahrung im Deutschunterricht für Ukrainer*innen gewesen. Weil das Thema so groß ist und die Gespräche zu intensiv sind, war klar, dass im Unterricht nicht über den Krieg gesprochen wird. Das ging anfangs, weil die Geflüchteten schnell geflohen waren, bevor sie traumatische Erlebnisse hatten. Doch als später neue Geflüchtete in die Klasse kamen, die direkt vor Bomben und Krieg flohen, ging diese Rechnung nicht mehr auf. Da erzählten sie dann von den Erlebnissen. Zum Beispiel eine Frau, deren Auto nach einem Bombenangriff ausbrannte und deren Wohnung stockdunkel wurde. Alle waren natürlich mitgenommen von ihrer Geschichte und in diesem Moment drehte sie sich zu Mischa* um und sagte: “Tut mir leid, dass du das hören musst. Für dich ist es ja auch nicht leicht, so etwas Schlimmes zu hören.” Das freute ihn zutiefst, denn sie hatte nicht eine Sekunde daran gedacht, ihn - den Russen im Raum - mit den Angreifern dort in einen Topf zu werfen. Momente wie dieser sind es, die ihn weitermachen lassen und auch ihm helfen, mit dieser schwierigen Situation fertig zu werden.



Marcel Sabol (26)

... wünscht sich eine Welt mit mehr guten Menschen und ohne Grenzen Hilfsbereitschaft.



Aufruf zur Solidarität mit der Ukraine - ganz in der Nähe eine russische Flagge. Ein Widerspruch?
Foto: Marcel Sabol

Next Stop: Tübingen. Was jetzt?



Foto: Max Maucher

Thomas und Sam sind auf zwei verschiedenen Kontinenten aufgewachsen, Anfang des Wintersemesters kamen sie nach Tübingen. Sie gehören zu den über 300 ausländischen Studierenden, die dieses Jahr hier an der Universität studieren. Wie lebt es sich in Deutschland, wenn Kultur und Sprache unvertraut und fremd sind? Zwei Perspektiven.

Von dem Fenster in seinem Zimmer in der Tübinger Altstadt hat Thomas einen außergewöhnlich schönen Blick über die Dächer mit ihren roten Ziegelsteinen, sogar das Schloss thront direkt vor ihm. Er kommt sich vor wie in einer Broschüre über Deutschland. Es ist einer der letzten warmen Abende des Jahres und die Sonne geht gerade unter, als plötzlich die Glocken der Stiftskirche läuten. Sechs Uhr. „Das ist schon sehr nervig", sagt er lachend. „Und das geht den ganzen Tag so." In seiner Heimatstadt Kalamazoo im US-Bundesstaat Michigan wird er bestenfalls durch Lärm auf dem Campus gestört, Kirchenglocken gibt es in den Vereinigten Staaten kaum. Ein paar Straßen weiter wohnt Sam. Der Erasmus-Student aus England ist wie Thomas seit Anfang des Wintersemesters hier. Auch er ist noch dabei, in Tübingen seinen Platz zu finden. Thomas und Sam sind zwei von 331 Austauschstudierenden, die laut dem *International Office* dieses Semester den Weg nach Tübingen gefunden haben. Davon kommen knapp ein Drittel aus Europa – 28 kommen, so wie Thomas, aus den USA. Sie treffen hier auf eine neue Kultur und Sprache. Auf welche Barrieren stoßen sie? Und wie weit müssen sich internationale Studierende anpassen, um diese Barrieren zu überwinden?

Thomas lernte Deutschland mit 13 kennen, als er, noch vollkommen ohne Deutschkenntnisse, drei Wochen bei einer Familie in Lübeck verbrachte. Es seien die schönsten drei Wochen seines Lebens gewesen. Gegenüber seinen Gasteltern empfand er dennoch leichte Schuldgefühle, da diese sich mit dem Englischen manchmal schwer taten. Aufgrund dieser Erfahrung entschied er sich während des Studiums, Deutsch zu lernen. Sein Traum, hier zu studieren, wurde dieses Semester wahr. Die Sprache fällt ihm immer leichter: „Ich bin es langsam gewohnt, verschiedene Stimmen und Akzente zu hören, das hilft wirklich sehr", meint er. In seinem Wohnheim bemüht er sich, so viel Deutsch wie möglich zu sprechen und inzwischen kennt er auch einige Deutsche aus seinen Kursen. So weit, so gut? Mit deutschen Freund*innen spricht er immer noch viel Englisch. Das ist fast eine Art Automatismus, denn die haben kein Problem damit. Während es ihnen eine Chance bietet, ihr Englisch anzuwenden, bremst es Thomas beim Lernen aus.



Thomas auf der Neckarinsel, einer seiner Lieblingsorte in Tübingen. Foto: Lukas Lummer

Die Sprache lernt sich nicht von selbst.

„Viele internationale Studierende erleben das“, meint Deutschlehrer Thomas Neumann. In seinen 35 Jahren am Fremdsprachenzentrum der Uni Tübingen hat er viel von und über ausländische Studierende gelernt und über die Jahre über 15.000 Texte gelesen, die die Studierenden in seinen Kursen geschrieben haben. „Man spricht die Mitbewohner im Wohnheim auf Deutsch an und erhält prompt eine Antwort auf Englisch“, erzählt er. Das stelle die Austauschstudierenden vor ein Dilemma: Nehme ich die Gelegenheit an und spreche einfach Englisch, oder bestehe ich auf die Herausforderung? Auch fehle es vielen Deutschen leider an Geduld; sie wollen sich nicht die Mühe geben, langsam und verständlich zu sprechen. Das münde oft in Frustration. „Viele sind dann traurig, weil sie ihr Deutsch am Ende ihres Aufenthaltes gar nicht so oft eingesetzt haben, wie sie wollten”, erzählt Neumann. In einem seiner Texte schreibt ein Mädchen namens Marcelle aus Brasilien: „Die Deutschen haben keine Geduld und keine Lust auf jemanden, der lernt. Sie wechseln immer zu Englisch und versuchen nicht, zu verstehen.“ Wie Thomas ist auch Sam seit Anfang des Wintersemesters hier. Er kommt aus der Umgebung Sheffields, Nordengland, und wirkt wie jemand, den man wohl als “proper lad” bezeichnen würde: Starker nordenglischer Akzent, draufgängerisch und ein Anpacker. Für den 22-Jährigen war die links-grüne Studierendenstadt Tübingen ein echter Kulturschock: „In England drängt man politische Überzeugungen nicht so auf”, so Sam. Als er das erste Mal im Fahrradtunnel ein „Viva la Vulva!”-Graffito entdeckte, war er sehr befremdet. Warum Politik so plakativ sein müsse, fragt er sich.

Nicht ausgeschlossen, aber auch nicht einbezogen

Nicht nur kulturell gibt es Unterschiede, über die er stolpert. Sam hat zwar auch wie Thomas schon vor diesem Auslandsjahr Deutschland kennen und lieben gelernt, doch es gibt einen großen Unterschied: Während Thomas in der Kommunikation mit Deutschsprechenden zunehmend an Selbstbewusstsein gewinnt, lernt Sam gerade noch Sprache und Kultur kennen. „Ich war mit meiner Mutter im Restaurant und konnte die Karte nicht lesen - habe dann irgendetwas genommen. War aber lecker!”, erzählt er lachend. Die mangelnden Sprachkenntnisse sorgen manchmal für witzige Anekdoten, manchmal hinterlassen sie in sozialen Situationen einen bitteren Beigeschmack. „Wenn in Gruppen alle Deutsch um mich herum sprechen, fühle ich mich zwar nicht aktiv ausgeschlossen. Aber eben auch nicht einbezogen.”

“Ein Austausch ist ein Experiment mit der eigenen Identität”

Sam findet, es ist seine Pflicht, Deutsch zu lernen. Oder sollten Deutschsprachige mehr Rücksicht nehmen? Thomas Neumann vom Fremdsprachenzentrum sieht die Verantwortung auf beiden Seiten. Deutschsprachige sollten die Möglichkeit sehen, von anderen Weltanschauungen zu lernen. „Ein Austausch ist ein Experiment mit der eigenen Identität”, betont Thomas Neumann. Dieses Experiment müssen ausländische Studierende wagen: Die neue Kultur ausprobieren, mal schauen, wie es sich anfühlt. Das bedarf allerdings Zeit und setzt Reife voraus. „Man darf sich nicht selbst verleugnen. Das wäre schrecklich.” In eine neue Kultur eintauchen, aber er selbst bleiben. Sam fühlt sich manchmal noch wie ein Alien, findet sich aber immer besser zurecht. Ihm bleibt noch Zeit bis zum Ende des Sommersemesters, bevor er wieder zurück nach England muss. Die Sprache wird wohl in manchen Situationen eine Barriere bleiben.



Sam schätzt die historischen Gebäude Tübingens sehr, so auch das Schloss. Foto: Lukas Lummer

Auch Thomas spürt diese Barrieren weiterhin, merkt aber, dass sie jeden Tag kleiner werden. Über Weihnachten wird er seine ehemalige Gastfamilie in Lübeck besuchen, doch im Moment konzentriert er sich erstmal auf Tübingen. Er findet, dass er inzwischen wirklich in Deutschland angekommen ist. „Man hat das Gefühl, dass sich hier um einen gekümmert wird, auch von Leuten, die hier wohnen“, erzählt er.

Das Gefühl, aufgrund seiner Sprachkenntnisse anders behandelt zu werden, hat er trotzdem nicht, denn er ist optimistisch und fest entschlossen, dieses Land zu verstehen. „Ich will hier nicht als Amerikaner sein, das ist der ganze Sinn eines Austauschprogramms”, meint er. „Und ich hoffe auch, dass die meisten Menschen hier mich als Menschen kennenlernen wollen und nicht als Amerikaner“.



Inga Lenßen (20) und Max Maucher (22)

... wünschen sich eine Welt mit offenen Grenzen.

„MANCHMAL ENTSTEHT DIE BARRIERE NICHT BEI DIR, SONDERN BEI DEN ANDEREN.“



5 Stufen hoch in die Neue Aula sind mit dem Rollstuhl eine Hürde. Dafür gibt es einen barrierefreien Seiteneingang. Foto: Paula Baumgartner

Patricia sitzt im Rollstuhl, in der Opferrolle sieht sie sich nicht. Wie ist es für sie, im Rollstuhl zu leben und zu studieren? Im Gespräch mit einer Frau, die die Dinge nimmt, wie sie sind – und was wir von ihr lernen können.

Klar gibt es Hürden.

Europarecht-Vorlesung, montags um 11 Uhr im Audimax, Neue Aula. Während sich die meisten Studierenden einfach irgendwo auf den Stühlen verteilen, sitzt Patricia im Rollstuhl ganz vorne, noch vor der ersten Reihe. Sie muss hoch auf die Powerpoint-Präsentation des Dozenten starren - wer schon mal im Kino nur die Plätze in der ersten Reihe bekommen hat, weiß, wie wenig angenehm das nach 90 Minuten noch ist. Und immer sitzt sie da alleine. „Das fühlt sich schon blöd an“, so Patricia. Barrierefrei kommt sie nur über die vordere Tür in den Vorlesungssaal, beim Hintereingang gibt es bloß Stufen. Wenn sie die Vorlesung früher verlassen will, geht das nicht, ohne dass die mechanische Flügeltür laut brummt und die gesamte Vorlesung gestört wird.

Drei Veranstaltungen pro Woche hat sie in diesem Hörsaal. Die 22-Jährige studiert im 4. Semester Jura an der Uni Tübingen, ihre täglichen Wege sind vor allem eins: Umwege. In die Neue Aula kommt sie nicht über den Haupteingang; statt 5 Stufen hoch und an den alt-ehrwürdigen Säulen vorbei, rollt sie um das Gebäude herum, folgt dem Rollstuhl-Schild, dann auf eine lange Rampe und durch eine Seitentür in die historischen Hallen. Es braucht alles ein bisschen mehr Zeit. Bei der letzten Klausur bekam sie 10 Minuten Zeitzuschlag, weil der Weg zu den Toiletten für sie einfach deutlich länger dauert.

Die Arme?

Eine Leidensgeschichte also? Nicht wirklich. Als ich Patricia nach Barrieren im Studienalltag frage, fällt ihr ad hoc nicht viel ein. Auch bei der Auswahl von Tübingen als Studienort hat sie „erstmal gar nicht an den Rollstuhl gedacht“. Ob die Uni barrierefrei ist oder nicht, das stand erst später zur Debatte. Auch die Umwege findet sie nicht schlimm, sieht sie einfach als andere Wege. Der Rollstuhl, auf den sie seit 2013 wegen einer Autoimmunerkrankung angewiesen ist, macht sie in den Augen vieler „anders“ - für sie ist er mittlerweile Normalität. Er beeinflusst ihre Handlungen, aber bestimmt sie nicht. Von der Universität erfahre sie viel Unterstützung, auf Nachfrage werde ihr immer direkt geholfen. Patricia will gar nicht mehr Aufmerksamkeit, will nicht mit Samthandschuhen angefasst werden, will nicht, dass das Anderssein in den Vordergrund gerückt wird. Sie selbst kennt keine anderen Studierenden hier, die im Rollstuhl sitzen.

Soll ich helfen? Oder doch nicht?

„Der Grat zwischen unterschätzen und überschätzen, der ist sehr schmal“, meint Patricia. Woher man weiß, ob eine Person im Rollstuhl Hilfe braucht oder das alleine schafft?

„Fragt einfach. Nett und freundlich sein, so wie immer!“, erklärt sie lächelnd. Nur nach einer Sache sollte man laut Patricia nie fragen: dem Grund, warum jemand im Rollstuhl sitzt. Das sei zu intim, dazu habe man kein Recht.

Wenn etwas nicht geht, macht Patricia sich nichts vor, sie wirkt aber nie bitter. Denn vieles geht eben doch. „Ich bin dafür, alles mal auszuprobieren. Schauen, ob ich's wirklich selber nicht kann, das hab ich schon immer so gemacht. Es wird immer Leute geben, die sagen ‚Ich glaub nicht, dass das geht' - Mach's einfach." Vor Kurzem hat sie das Boxen angefangen und ihr Boxtrainer hat gezweifelt. Wie sie sich das vorgestellt habe, fragt er. Dass sie keine Kicks machen wird, war ihr klar. Aber warum darauf konzentrieren? Warum grübeln und betonen, was nicht möglich ist? Und nicht einfach ausprobieren, was geht?

Von der Kunst, Dinge zu akzeptieren – und zu wagen

Wie oft trauen wir uns Dinge nicht zu, weil andere uns unterschätzen? Oder wir uns selbst? Das eine Hobby, das man schon ewig lernen will. Diese Person, die man schon lange ansprechen will. Und wie oft ärgern wir uns über den nervigen Dozenten, den verspäteten Bus? Dinge, die nicht in unserer Macht stehen. Patricia hat akzeptiert, dass sie einmal um die Neue Aula herumfahren muss. Aber wenn ihr Boxtrainer zweifelt, ob sie im Rollstuhl am Training teilnehmen kann, dann macht sie einfach.

Denn: „Manchmal entstehen die Barrieren nicht bei dir selber, sondern bei anderen Leuten."



Tägliche Wege für Patricia sind oft vor allem eins: Umwege. Schlimm findet sie das nicht.
Foto: Paula Baumgartner

"ES WIRD IMMER LEUTE GEBEN, DIE SAGEN ‚ICH GLAUB NICHT, DASS DAS GEHT' - MACH'S EINFACH."



Inga Lenßen (20)

... wünscht sich eine Welt mehr Knoblauch.

BARRIEREFREI DURCH DEN STUDIENALLTAG.

Keine Hürden, nur Hilfen.

Als Student*in freut man sich, denn seit dem diesjährigen Sommersemester ist endlich wieder richtige Präsenzlehre an der Uni Tübingen angesagt. In Gemeinschaft arbeiten oder zusammen in der Unibib für die nächste Prüfung lernen – so stellt man sich das Unileben vor. Doch vielen Studierenden fällt es schwer, unter Menschen zu sein, das Studium zu planen, oder wichtige Termine mit Professor*innen zu vereinbaren. Genau für diese Personen gründete die Zentrale Studienberatung der Universität Tübingen (ZSB) Anfang des Sommersemesters 2022 das „Buddyprogramm zur Unterstützung Studierender mit einer Behinderung oder einer (chronischen) Erkrankung."

Aber was genau ist das? Wer findet in diesem Programm Hilfe? Im Gespräch mit Julia Erdei, einer der insgesamt zehn Mentor*innen des Programms, erhalte ich einen umfangreichen Einblick. Auch Erdei ist chronisch krank und fühlte sich aus diesem Grund dazu bewegt, bei der Buddyprogramm-Initiative mitzuwirken. Durch diesen Artikel erwünscht sie sich im Namen des Programms vor allem den zunehmenden Kontakt der Studierenden mit den Mentor*innen – die Hürden sollen verschwinden und der Alltag für alle Studierende gleichermaßen machbar gestaltet werden.



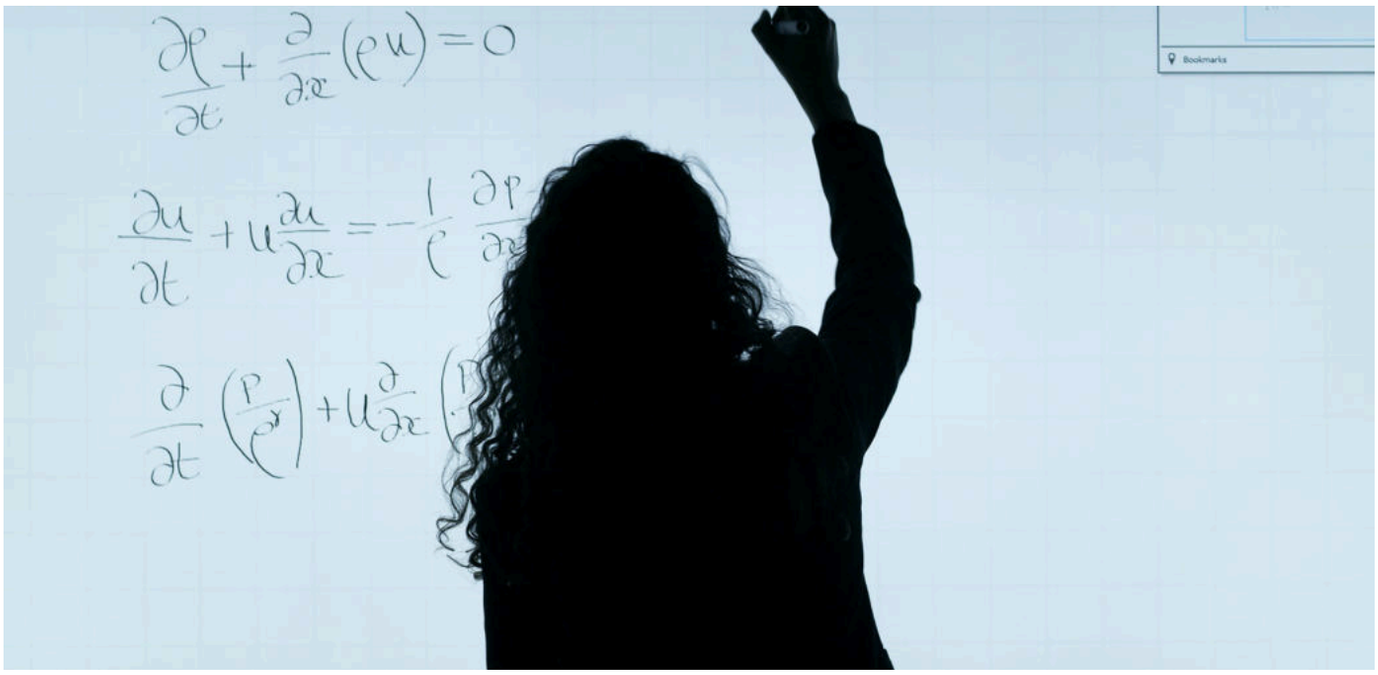
*„Ich kann das nicht alleine hinbekommen." Für einige Student*innen ist der Studienalltag nicht so leicht alleine zu bewältigen. Die Mentor*innen des Buddy-Programms setzen sich hier ein, um diese Personen zu unterstützen – in egal was. Photo: Simran Sood on Unsplash*

„Ich kann das nicht alleine hinbekommen", sagt Erdei. Du musst keine starke Behinderung vorweisen, um vom Buddyprogramm Hilfe zu erhalten. Das Programm bietet vor allem niederschwellige Hilfe für chronisch kranke oder behinderte Studierende an, so Erdei. Und die Mentor*innen sind auch am Studieren – genau wie du. Heißt: Ausgebildet sind sie nicht, doch eine Schulung ist Pflicht, um andere Studierende im Studienalltag zu unterstützen. Das wird auf freiwilliger Basis gemacht, jedoch umso einfühlsamer sind sie. Auch ein offenes Ohr können Buddys von den Mentor*innen erwarten. Bisher fehlte der Uni Tübingen eine solche Initiative. Die Kontaktaufnahme zu Mentor*innen verläuft über die ZSB. Auf ILIAS kann dem Kurs beigetreten werden. Im Kurs sind zu allen Mentor*innen Profile angelegt mit „Über mich"-Texten. Diese sind sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch hinterlegt. Hilfesuchende Studierende können die Mentor*innen ihrer Wahl über die jeweils hinterlegten E-Mail-Adressen persönlich kontaktieren. Die Gemeinsamkeit des Studienorts oder des Studiengangs erleichtert laut Erdei vielen den Austausch. Dementsprechend gibt es auch zu nahezu allen Studienstandorten in Tübingen Mentor*innen.

Das Buddyprogramm hat vor allem dieses Wintersemester einen Aufschwung an Interessenten erlebt. Anstatt nur eine Person zu unterstützen, unterstützen die Mentor*innen nun mehrere Studierende. Sind sie dann nicht schon überfordert? Laut Erdei: Nein. Falls es dem*der Mentor*in jedoch nicht gelingt, bei einer Tätigkeit zu helfen, kann auf Absprache ein*e andere*r Mentor*in einspringen. Fühlt sich der*die Buddy nicht wohl mit dem Vorschlag des Wechsels, ist das auch in Ordnung und wird respektiert. Es läuft beim Buddyprogramm der Uni Tübingen alles auf Vertrauens- und Verständnisbasis. Die Mentor*innen haben sich an die Schweigepflicht zu halten – beispielsweise in Bezug auf Studiengang oder Diagnose (die auch den Mentor*innen nicht mitgeteilt werden müssen).

Wie weiß ich, ob mir Hilfe zusteht?

Bisher wurden alle Studierenden-Altersgruppen vertreten. Zwar ist die Mehrzahl der Mentor*innen weiblich, doch gibt es auch ein paar Mentoren für diejenigen, denen männlicher Kontakt lieber ist – wobei der Studiengang bisher der größte Entscheidungsträger der Buddys war. Eine Tendenz der Gründe hilfesuchender Studierenden stellt Erdei nicht fest. Es ist außerdem schwer, die Gruppen chronisch erkrankter Personen oder Personen mit Behinderung deutlich zu trennen, denn chronische Krankheiten fallen auch in den Bereich der Behinderung. Lernbehinderungen gehören auch dazu und sind vor allem im Studium eine Barriere, die gebrochen werden muss, um für gleiche Chancen



*Nicht jede zu erbringende Leistung kann von jeder studierenden Person gleichermaßen erfüllt werden. Professoren*innen sollten hierauf zukünftig mehr achten und alternative Lösungen anbieten. Photo: ThisisEngineering RAEng on Unsplash*

zu sorgen. Eine semesterlange Unterstützung wird auch nicht unbedingt erwartet, um am Programm teilzunehmen. Zum Beispiel kann man sich auch melden, wenn nur ein wichtiger Termin im Semesteralltag nicht allein bewältigt werden kann. Letzten Endes sind Studierende, die in der Kategorie „Ich brauche Hilfe, aber nicht professionelle Hilfe“ fallen, angesprochen.

Weitere Barrieren im Studienalltag an der Uni Tübingen brechen.

Knapp über einem Semester ist Julia Erdei bereits in ihrer Rolle im Buddyprogramm tätig. Durchschnittlich machen das Mentor*innen ein Semester lang. Da dieses Semester erst ein richtiger Aufschwung an Interessenten stattfand, wird jedoch vermutlich erst im kommenden März oder April nach neuen Mentor*innen gesucht. Bis dahin (und auch für danach) wünscht sich Erdei eine weitere Sensibilisierung der Uni Tübingen gegenüber nicht ersichtlichen Barrieren von Studierenden. Sie hat das Gefühl, „dass die Uni vielleicht noch nicht so spezialisiert ist auf etwa Lernbehinderung oder Personen, die einfach sehr sensibel sind im Umgang mit anderen Menschen oder mit dem Unialltag.“ Zum Beispiel könnte sie sich als nächsten Schritt neu angelegte Lernkonzepte vorstellen. Als Mathestudentin erwähnt sie folgendes Beispielszenario: Im Tutorium muss man Übungsblätter vorne vor allen Studierenden vorrechnen. Viele Studierende mögen das nicht, sind vielleicht nervös. Doch andere haben viel größere Probleme damit. Um ihnen die gleichen Chancen im Studium zu geben, sollte laut Erdei von Professor*innenseite aus darauf geachtet werden und eine alternative Leistung angeboten werden: Eine weitere Hürde kann wegfallen.

„Beeinträchtigungen sind nicht nur rein körperlich.“ (Im Gespräch mit Mentorin Julia Erdei der Universität Tübingen)

An der Universität Tübingen sind Studierende aller Art vertreten und alle sollen auch vom System wahrgenommen werden. Das funktioniert vielleicht nicht von heute auf morgen, doch ist die Unterstützung durch das Buddyprogramm ein großer Schritt in die richtige Richtung. Das Buddyprogramm will mehr Barrierefreiheit verschaffen und fühlt sich auch bestätigt in dem bisherigen Versuch. Julia Erdei und ihre Kolleg*innen erhoffen sich zudem, im Kontakt mit den Studierenden zu lernen, wo es noch Barrieren gibt, die noch nicht aufgefallen sind. Diese können von ihnen rückgemeldet werden, was einen weiteren Schritt in die Richtung der Barrierefreiheit bedeutet. Im Kern liegt jedoch das Wohlbefinden aller Studierenden. Das Angebot gibt es und ist allen Studierenden, die sich angesprochen fühlen, geboten. Keine Hürden, nur Hilfen.

Mehr Informationen (Anmeldung, Beispiele für Buddy-Tätigkeiten/gemeinsame Aktivitäten etc.)

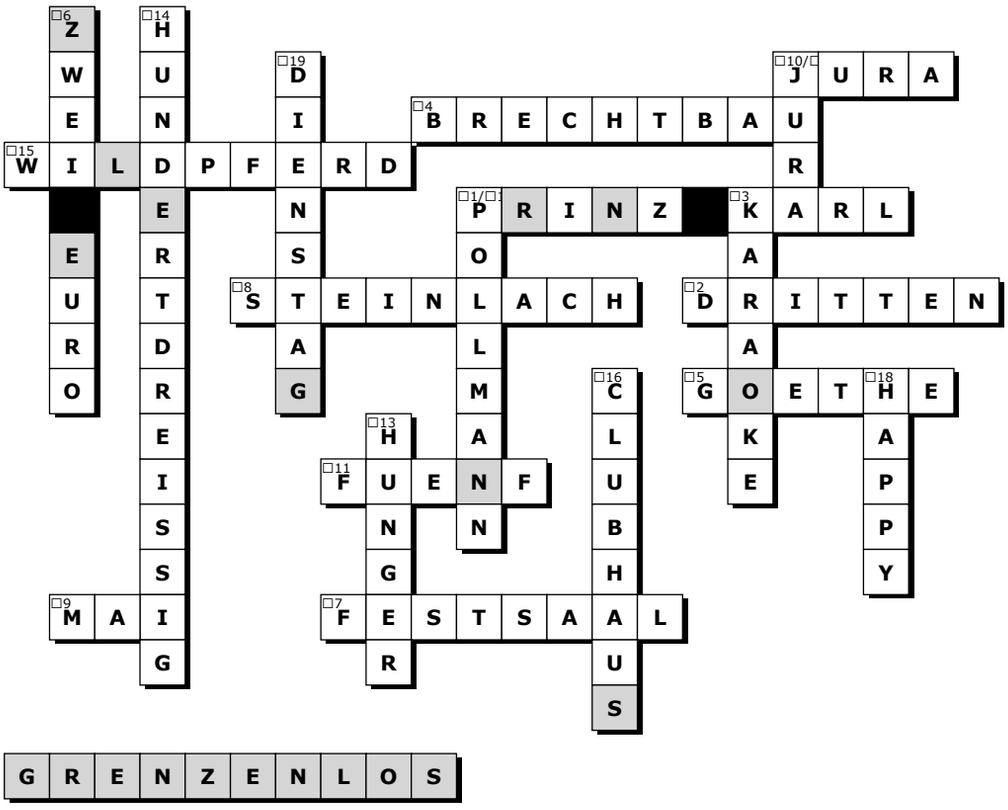




Holly Attwood (25)

... wünscht sich eine Welt mit mehr Aufgeschlossenheit und gegenseitigem Respekt.

DES RÄTSELS LÖSUNG...



GRENZENLOS

Erstellt mit XWords - dem kostenlosen Online-Kreuzworträtsel-Generator
https://www.xwords-generator.de/de

1. Wie lautet der Nachname der Uni-Rektorin?
2. In welcher Amtszeit ist Palmer? In der …
3. Was ist jeden Montag im Schaf und was im Kuckuck dienstags?
4. Wie heißt das Neuphilologikum?
5. Welcher bekannte Dichter hat in der Altstadt gegenüber der Stiftskirche aus dem Fenster gekotzt?
6. Wie viel kostet ein Augustiner im Kuckuck?
7. In welchem Raum probt das Akademische Orchester?
8. Welcher Bach fließt durch die Südstadt?
9. In welchem Monat fängt offiziell und gewöhnlich die Stocherkahn-Saison an?
10. Student*innen welches Fachs reißen Seiten aus den Büchern in der Bib?
11. Wie lange hat das IssWas samstags offen? ... Uhr
12. Welcher Studiengang hat am meisten Erstimmatrikulierte im Wintersemester 22/23?
13. Wer schickt die Rückmeldefrist-Mail? (Nachname)
14. Aus wie vielen Teilsammlungen besteht das Museum der Universität Tübingen (MUT)?
15. Welches Kunstwerk aus Elfenbein zeichnet das MUT vor allem aus?
16. Wo wird jeden Donnerstag im Semester gefeiert?
17. Wie heißt die Mensa in der Altstadt?
18. Wie ist der Spitzname der orangefarbenen Katze im WHO?
19. An welchem Tag ist die wöchentliche Kupferblau-Redaktionssitzung?





ALTE BEKANNTE

STRAHLEMANN

IM FOTOINTERVIEW



1. Verarbeitest du in euren Songs auch manchmal deine Gedanken und Gefühle?



2. Deine Reaktion, wenn Corona wieder einen Strich durch die Rechnung macht:



3. Dein eigener Musikgeschmack?

Strahlemann ist eine junge Indie-Rock-Band, entstanden im tiefsten Corona-Lockdown und über ganz Deutschland verteilt. In deutschsprachigen Songs verpacken die vier Jungs authentische Texte in eingängigen, innovativen Melodien. Am 13 Januar erschien ihre erste EP - überall, wo es EPs zu streamen gibt! Im Fotointerview mit Strahlemann Leadsänger Tino Fahrner, der in Tübingen studiert, erhalten wir ein paar besondere Einblicke in seinen Bezug zur Band, zur Musik und zu ihm selbst.



4. Wie sieht Songwriting bei euch aus?



5. Wie verbringst du die letzten 20 Minuten vor einem Auftritt?



6. Welche Barrieren gibt es in der Musikbranche?



7. Wie viel Zeit geht auf den Fahrten zu den Proben/Gigs drauf?

8. Musik machen fühlt sich an wie…?





9. Was machst du neben der Musik am liebsten?





10. Du bist Sänger – welches Instrument hast du eigentlich gelernt?





11. Was macht eure Musik aus?



12. Wie laufen eure Band-meetings ab?



13. Was fühlst du, wenn du mit Strahlemann auf der Bühne stehst?



14. Gruppenfoto mit der Band

Bildrechte: Strahlemann

Fotos: Ben Metz



15. Wo siehst du dich mit der Band in 5 Jahren?



Ben Metz (21)

... wünscht sich eine Welt ohne Warteschlangen an Krankenhäusern, Eisdielen und Studierendensekretariaten.

FROM THE EYES OF AN INTERNATIONAL STUDENT
-INTERCULTURAL BARRIERS-

Navigating an international degree in a foreign country can prove quite difficult, especially if one does not speak the language. While the lingua franca might help with this issue, it can only do so when it is actually learned and applied by officials in charge of helping internationals. Next to this obvious barrier, there are too many to list them here, but the interview Kupferblau conducted with Jane* might give some insight into some of them.
Jane* currently is in her third semester studying an M.A. programme here at the university and lives near Tübingen ever since. As a student from Asia, she liked the prospect of studying abroad refining her skills as a scholar and chose to study in Germany for monetary reasons and the prestige of most universities here.



Foto: Sophie Traub

Kupferblau: How difficult was your application process to the University Tübingen from your country?

Jane: It was not difficult at all, also in comparison to other German universities. Here, you could submit everything electronically and they were also very flexible with the deadline. All in all, applying was rather easy. When it comes to the documents, e.g. transcripts, I didn't need many signatures or official documents, just copies, which was nice. I used alma to upload everything and starting my studies abroad was rather comfortable.

Kupferblau: After you arrived here, how would you describe your process of finding your way around the university? Did you have any locals to help you?

Jane: Yes, the university had a programme called the Buddy programme––I had a student who had studied before here at the uni who helped me to get started and showed me around the campus and the city. She also taught me about the formalities on how to start an M.A. programme and how to use the resources at the university. It was very helpful and my buddy also was an M.A. student, even though she studies German Linguistics, she was also able to guide me through most of my academic stuff like the Modulhandbuch.

"Culturally, I didn't perceive any barriers with peers when getting started here"

Kupferblau: What about German accomodation? Was it relevant that you came from another country?

Jane: I think most of the students who study here get accommodation at the university dorm, but I had several difficulties with it. I searched on my own. It was hard to transfer money from abroad like the first months rent as the deposit was difficult from Asia to Europe. What I found was that it is much easier to come here and then find accommodation. I think sometimes it is more difficult with German landlords as I, e.g. got asked how I will be able to pay for rent because sometimes you have to sign an agreement with your parent's details and that can be a problem when they don't earn enough which is a huge problem, especially when you come from another continent.

Kupferblau: Did you experience any racist notions of peers during your studies?

Jane: With students, I think it's very diverse at Tübingen. We come from many different countries, from all over Europe, from all over Asia. When it comes to finding friends, it was very easy and intercultural. Also with my German batchmates, it was very friendly, even though I was from the outside. When I had a problem, I always had someone to help me. Studying with them and friends was also no problem. It didn't really matter where you came from. Finding friends or a study group when you come from outside of Germany is no problem at all.

"It didn't really matter where you came from"

Kupferblau: Did you experience any racist notions about lecturers during your studies?

Jane: That's an interesting question because in a city like Tübingen that is so international that might occur. With my lecturers, I thought that they were very helpful and especially the ones who taught me including the head of the department were very friendly and when it comes to academic matters, they help students no matter where they come from. But I talked to some other students who told me that some professors made remarks about their origins and that they perhaps don't belong studying in that particular department or that their previous qualifications are questionable. The friends I talked to were international students who specifically were from countries outside of Europe. I think because, even though it was easy for me, the university has a rigid process of checking qualifications of students, in M.A. programs specifically. That professors comment on a student's qualifications as not being valid is a bit questionable at this stage because the university admits students by checking their qualifications already. So I think it is weird that I encountered that problematic notion, especially in a culturally diverse city like Tübingen.

Kupferblau: Did you experience any intersectional sexism?

Jane: Yes, I think Tübingen fosters this idea that it recruits more females, especially when it comes to academic jobs but I don't actually see that happening. In my program, I do see more of a female base––when you walk into a seminar room about ninety percent of students are female. But when it comes to academic jobs in the department, I mainly see male employees. So I think there still is a gender gap. We talk about this frequently that Germany gets to a better position than it was before. Of course, it is in a better position than ever but I think that it can still get better especially when it comes to university based positions. When applying, there also sometimes is a disclaimer that they need female employees but I still have the impression that positions are much more often offered to males.

Kupferblau: Is there a particular example about racism you had to face in Germany you want to share with Kupferblau?

Jane: When it comes to racism I didn't have too many experiences before, I was also living in Italy where it wasn't too bad but coming here, I think there was one encounter. Like my peers, when I had an interview about a university job, a professor commented on my previous experiences not being valid and not having the same strength as German qualifications which is quite questionable. They said I'm overall okay with my academics here at Tübingen but with my previous qualifications I won't be able to blend in in a good way with German academia. So basically, I felt that they were suggesting that because of where I come from, I do not belong in a German university. That was a bit of a downside for me and I was sad to know that I was not the only international student who had such an encounter. I had the feeling that here, your origins matter. So no matter how knowledgeable or good you are, how good your grades or how experienced you are, whether you had done good research, in
that moment that all didn't really matter because I have this different skin tone. I had the impression that if you come from a different culture, that is going to be more impactful than all the things that you have contributed so far to the field.



Foto: Sophie Traub

"German authorities didn't appear racist but are difficult to figure out"

Kupferblau: Did you have any problems with official German institutions outside of the university?

Jane: With authorities or German bureaucrats, there was not racism in particular but it was often difficult to figure out what you had to do, for example city registration, paying taxes, these became problematic because I didn't speak German. So there is a language barrier there. I think that is only next to the problem that you still have to figure out a new system of living, and how to live in a differently structured society when you come here. Other than that, I still think that there is a lot of help that international students can get here. What was funny, was that the forms for internationals often were in German. For all international students who don't speak German, like me, that is a huge problem. I gladly got the help of a friend who translated forms for me and who told me what is ad-

ditionally required by those documents. Also, if I wanted to find out things on my own and went to the official websites, those were also always in German and I had to rely on translators but those normally don't
give you the best outcome regarding meaning. If you went to Rathaus, for example sometimes people do speak English and that was quite helpful but I can imagine that in other cities that aren't as international as Tübingen, language could quickly be a bigger problem there.

Kupferblau: Do you think there is something like a ‚cultural barrier' between the German culture and your culture?

Jane: There are some obvious differences, when it comes to the manners of thinking and the ways you dress and interact with people. Also food! In Asian countries its much more spicy. Sometimes you can also find similarities, for example that there is much modern thought, as I come from an urban area. When it comes to the usage of technology, we are also on a similar level, I think, and how we celebrate things. Per se, I did not have something that you would call a 'cultural shock'.

If you happen to have problems with navigating your studies at Tübingen, you can take part in the Buddy Programme that Jane* mentioned. Sadly, their website is only available in German so you do need to auto-translate it. You can sign up before every semester starts and have a peer as your buddy who knows their way around the university already:

names were changed by Kupferblau, pictures are stand-ins



Patrick Muczczek (25)

... wünscht sich eine Welt mit Freigeistern.



PROFESSOR MARIA IVANYTSKA

Maria Ivanytska ist Professorin für germanistische Philologie und Translation an der Taras-Schewtschenko-Universität Kyjiw. Sie ist aufgrund des Krieges nun Gastprofessorin an der Universität Tübingen. Der Krieg verändert Menschen, Länder, Regierungen. Aber auch die Literatur und die Sprache bleiben davon nicht unberührt.



Maria Ivanytska aus der Taras Schewtschenko Universität Kyjiw Foto: Holly Geiß

Kupferblau: Als einsteigende Frage: Tee oder Kaffee?

Ivanytska: Lieber Tee!

Kupferblau: Wie trinken Sie Ihren Tee am liebsten?

Ivanytska: Aus einer weißen Tasse.

Kupferblau: Sie sind Professorin für germanistische Philologie und Translation an der Taras-Schewtschenko-Universität Kyjiw. Seit wann sind Sie als Gastprofessorin an der Universität Tübingen tätig?

Ivanytska: Seit Juni 2022

Kupferblau: Warum Tübingen?

Ivanytska: Weil wir von der Taras-Schewtschenko-Universität hier schon sehr lange Zeit Kontakte haben und seit 2013 an gemeinsamen Projekten arbeiten.

Kupferblau: Wie gehen Sie als Wissenschaftlerin mit dem Krieg in Ihrem Heimatland um und wie als Privatperson?

Ivanytska: Ich glaube, ich bin als Privatperson und als Wissenschaftlerin sehr ähnlich. Für mich ist es wichtig den Deutschen, aber auch der ganzen Welt mehr von der Ukraine zu erzählen. Es ist wichtig, die Situation NATO-weit zu sehen. Die Ukraine versucht schon seit langer Zeit, sich von der russischen Herrschaft zu befreien. Ich zeige das anhand der Literatur und Kulturübersetzung. Dazu halte ich hier viele Vorträge und Seminare, um die ukrainische Literatur den deutschen Leser*innen näher zu bringen. Das ist die Seite der Wissenschaftlerin. Als Privatperson versuche ich zu erzählen, was den Ukrainer*innen am Herzen liegt.

Kupferblau: Wie wirkt sich der Krieg auf Ihre Forschung und auf das Übersetzen aus?

Ivanytska: Zum einen habe ich viel mehr Arbeit. Ich übersetze ehrenamtlich z.B. für Hilfsorganisationen, organisiere Aufrufe und Spenden. All das mache ich meistens in der Nacht, weil ich tagsüber meiner regulären Forschung nachkommen muss. Außerdem habe ich bereits vor dem Krieg angefangen, die Soziologie des Übersetzens zu erforschen. Das bedeutet, dass ich auch wichtige außersprachliche Aspekte der Übersetzung betrachtet habe, wie zum Beispiel Manipulationen bei Translationen. In der DDR zum Beispiel war es nicht selten, dass bei Übersetzungen ins Deutsche manipuliert wurde. Vorworte, Rezensionen oder Kommentare waren sehr ideologiebeladen. Das bedeutet: bereits vor dem Krieg zeigte diese Forschung, auf wie vielen Ebenen die Propaganda funktionierte, dass Russland das ukrainische Kulturerbe beanspruchte. Dass ukrainische Intellektuelle, die gegen das sowjetische System kämpften, als Nationalisten gebrandmarkt wurden. Noch mehr als zuvor sehe ich die Relevanz dieser Forschung.

Kupferblau: Ich habe gelesen, dass oft ukrainische Bücher erst ins Russische und dann erst ins Deutsche übersetzt wurde. Was für Folgen zieht das mit sich?

Ivanytska: Genau, das war Routine in der Sowjetunion bis Ende der 70er Jahre. Werke aus vielen Nationen wurden zuerst ins Russische und dann erst ins Deutsche übersetzt. Das lag zum einen daran, dass es nicht genug Übersetzer*innen gab, die die jeweiligen Sprachen gut genug beherrschten. Zum anderen gab dieses Verfahren die Möglichkeit der doppelten Zensur. Die Wahl der Werke, die ins Russische übersetzt wurden, konnte von der kommunistischen Partei kontrolliert werden. In der zweiten Übersetzung ins Deutsche für die DDR konnte erneut zensiert und durch Paratexte oder Textänderungen manipuliert werden. Dabei sollte die Vorbildfunktion der Sowjetunion explizit gezeigt werden. Der österreichische Übersetzungswissenschaftler Philipp Hofeneder spricht über die „Kommunisierung" in der Literaturübersetzung. Beispiele sind Vorworte, die diktieren, wie das vorliegende Werk zu lesen sei. Der ukrainische Ivan Franko war eigentlich sehr stark gegen die russische Despotie aufgetreten. Er wurde dennoch als Vorreiter von Lenin und Stalin im Vorwort seiner Übersetzungen gedeutet.

Kupferblau: Gibt es heute immer noch Probleme mit doppelten Übersetzungen?

Ivanytska: Teilweise kann man das gar nicht als Problem benennen. Ein Roman des ukrainischen Emigranten Iwan Bahriany über das Sowjetische KZ-System war zuerst ins Englische übersetzt, und dann aus dem Englischen ins Deutsche. Aber klar, bei jeder Übersetzung, egal in welcher Sprache, geht etwas verloren - bei doppelter Übersetzung noch mehr. Manchmal ist es aber der einzige Weg, schnell eine Übersetzung zu bekommen. Natürlich ist es aber immer am besten, aus der Originalsprache zu übersetzen. Was das Ukrainische angeht, gibt es nun auch genügend Übersetzer*innen ins Deutsche, um keine Umwege in der Übersetzung zu brauchen.

Kupferblau: Stellen Sie fest, dass der Krieg sich auf die ukrainische Sprache auswirkt?

Ivanytska: Das ist eine sehr schwere Frage. Das Verhängnis der Ukraine ist, dass sie immer zu verschiedenen Staaten gehört hat und lange keine eigene Staatlichkeit hatte. Ukrainische Intellektuelle haben sich oft der anderen Sprache bedient, um bekannt zu werden und eine Karriere möglich zu machen. Dazu zogen sie in die Zentren, wie Moskau, Warschau, Wien, Prag. Es gab aber auch Intellektuelle, die sich für die ukrainische Sprache einsetzten. Das Volk hat immer ukrainisch gesprochen. In den Großstädten war der Einfluss des Russischen aber sehr stark. In der Sowjetzeit zum Beispiel war Ukrainisch zwar nicht verboten, aber es war nicht die Sprache der Prestige. In den meisten Schulen und Betrieben wurde Russisch gesprochen. Auch das Militär und die kommunistische Partei nutzten ausschließlich Russisch. Erst nach der Erklärung der Unabhängigkeit der Ukraine kehrte das Ukrainische allmählich zurück. Es wird nun zunehmend in den Medien und als Amtssprache verwendet. Erst mit dem Krieg Russlands gegen die Ukraine im Jahr 2014 begann auch international das Bewusstsein für die ukrainische Sprache zu wachsen. Viele russischsprachige Ukrainer*innen kehrten wieder zum Ukrainischen zurück. Seit Februar 2022 erlangte das Ukrainische allerdings erst die nötige Aufmerksamkeit, die es jetzt hat. Andrej Kurkov ist ethnischer Russe. Er lebt in Kyjiw, spricht Ukrainisch, war lange Zeit Vorsitzender des ukrainischen Penclubs, aber begann erst in den letzten Jahren damit, auch auf Ukainisch zu schreiben als Zeichen der Anerkennung. Es ist schade, dass dieser Wandel erst durch diesen barbarischen Krieg stattfindet.

Kupferblau: Darf ich noch eine persönliche Frage stellen: Sie können auch Russisch und verwenden die Sprache auch. Wie geht es Ihnen dabei?

Ivanytska: Meine Muttersprache ist Ukrainisch. Ich spreche Ukrainisch mit meinen Freunden, Verwandten und Bekannten. Ich habe auch Freunde, die Russen oder russischsprachige Juden sind. Es ist für mich kein Problem, mit ihnen russisch zu sprechen. Aber mit denen, die Ukrainisch können, möchte ich auch Ukrainisch sprechen. Es fällt mir schwer, mit ihnen Russisch zu sprechen, wie auch mit Russischsprachigen in Deutschland. Wenn ich Russisch höre, muss ich leider an den Krieg, Barbarei, Mord denken. Ich verbinde die russische Sprache auch mit dem Ukraine-Hass, den ich auch aus den russischen Medien mitbekomme.

Kupferblau: Sie halten einen Vortrag im Rahmen des Studium Generale in der Vorlesungsreihe Brennpunkt Ukraine. Literarische Verflechtungen zwischen der Ukraine und Deutschland. Können Sie dazu eine kurze Zusammenfassung geben?



Eine Veranstaltung des Studium Generale. Erstellt mit Canva von Holly Geiß

Ivanytska: Ukrainische Literatur hat sehr viele Kontakte und Verflechtungen zur deutschen Literatur. Diese ist sehr beliebt in der Ukraine, sie hat viele wichtige ukrainische Schriftsteller beeinflusst. Darunter zum Beispiel Hryhorij Slovoroda, Lesja Ukrajinka, Vasyl Stus. Aber auch umgekehrt hat die ukrainische Literatur Einfluss auf die deutsche genommen, wenn auch nur peripher vertreten war. Außerdem gab es auch viele ukrainische Schriftsteller*innen, die in mehreren Sprachen schrieben. In meinem Vortrag konzentriere ich mich darauf, wie die ukrainische Literatur das deutschsprachige Publikum durch Übersetzungen erreichen wollte und wie schwer dieser Weg war. Heute gewinnen die Ukraine und ihre Sprache in Deutschland an Popularität. Serhij Zhadan hat zum Beispiel den Friedenspreis des deutschen Buchhandels gewonnen. Nur ist es schade, dass dieses Interesse durch einen so furchtbaren Krieg ausgelöst wurde.

Kupferblau: Vielen Dank für das Interview!

Ivanytska: Ich danke auch!



Aus einer weißen Tasse trinkt es sich am besten
Foto: Hannah Winkler



Holly Geiß (26)
... wünscht sich eine Welt mit Meerschweinchen in ihrem Zimmer.



NEBENJOBS: VON STOCHERKÄHNEN, ORGANEN UND TASTINGS

Es gibt Nebenjobs, die macht man fürs Geld – und gibt es solche, die vergisst man nie. Mehr als zwei Drittel der Studierenden in Deutschland gehen einem Nebenjob nach, wobei der Faktor Geld nicht immer das wichtigste Kriterium ist. Drei Studierende aus Tübingen erzählen, was ihr bisher außergewöhnlichster Nebenjob war und wie sie darüber denken.



Foto: Leonie John

Die Wahl des Nebenjobs

Studierende in Deutschland sind im Schnitt 24,7 Jahre alt, in ein Vollzeitstudium eingeschrieben und haben pro Monat 918 Euro zur Verfügung. Ein Studium zu finanzieren ist demnach teuer und wer nicht von den Eltern unterstützt wird, ist auf die staatliche Unterstützung durch das BAföG angewiesen – doch auch das reicht in vielen Fällen nicht aus, sodass die meisten Studierenden auf Erwerbstätigkeit neben dem Studium angewiesen sind.
Die Zahlen des Meinungsforschungsinstituts Forsa belegen: rund zwei Drittel der Studierenden haben Nebenjobs, die meisten davon arbeiten als wissenschaftliche Hilfskräfte, gefolgt von Bürojobs und Nachhilfeunterricht.

Das Einkommen ist somit der wichtigste Grund, sich überhaupt einen Job neben dem ohnehin schon aufwendigen Studium zu suchen. Doch was bewegt Studierende noch, wenn sie sich für einen Job entscheiden? Ist es die Arbeitserfahrung, das Eintauchen in andere Arbeitsfelder oder doch einfach Spaß und Abwechslung?

Stocherkahn: Von Frauenpower und Sehnenscheidenentzündungen

Sie gehören zu Tübingen, wie die Freiheitsstatue zu New York: Stocherkähne prägen das Stadtbild und vor allem im Sommer trifft man kaum jemanden, der*die nicht schon eine Fahrt hinter sich hat. Knapp 130 Stocherkähne sind in Tübingen zugelassen, wobei die meisten zu Fachschaften oder Studentenverbindungen gehören. Anmutig gleiten die Kähne im Sommer über den Neckar und aus der Ferne könnte man denken, dass das Steuern der langen Boote gar nicht so schwer sei.
Die obligatorische Frage: „Kann überhaupt jemand von euch stochern?", kann dabei so manche Fahrt verhindern.
Praktisch also, dass es auch professionelle Stocherkahnfahrer*innen gibt, die das Stochern übernehmen und dabei auch noch Wissenswertes über Tübingen zum Besten geben.
Eine davon ist Lena, 28 Jahre alt und als Studentin der Geoökologie mitten in ihrer Masterarbeit.
Seit einer Saison ist sie als Stocherkahnfahrerin auf dem Neckar unterwegs. Die Begegnungen mit den Menschen und die aktive Arbeit in der Natur haben sie zu dem Job gebracht. Das Einkommen hat dabei eine eher untergeordnete Rolle gespielt, viel wichtiger war ihr, dass der Job Spaß macht und sie als eine der wenigen Frauen in diesem Beruf auch für Andere ein gutes Vorbild sein kann. Ihr Leben lang würde sie allerdings nicht als Stocherkahnfahrerin arbeiten – dafür ist die monotone körperliche Betätigung zu anstrengend und hat bei ihr schon zu einer Sehnenscheidenentzündung geführt.

Organe: Von Flugzeugen und 24h-Diensten

Ein Anruf und dann muss es schnell gehen. Egal wo Flo, 26 Jahre alt und Medizinstudent, sich gerade befindet, gilt: Allzeit bereit sein. Informiert ihn die DSO-Zentrale (Deutsche Stiftung Organspende) während seiner 24h-Rufbereitschaft, dass eine Organspende stattfindet, muss er mit nötigem Equipment für die Operation sofort in das jeweilige Krankenhaus fahren. Oft wird er dafür mit dem Auto in die Klinik gefahren – es kann aber auch vorkommen, dass er mit dem Flugzeug sein Ziel erreichen muss. Denn häufig liegen die Kliniken zwar in Baden-Württemberg und innerhalb von Deutschland, doch ein Einsatz kann ihn auch ins europäische Ausland des Eurotransplant-Gebiets führen.
Während der OP stellt Flo als Perfusionist die benötigten Materialien bereit, entnimmt Blutproben und ist vor allem für die Perfusion (Durchströmung/Durchblutung) des Organs verantwortlich, damit sich keine Blutgerinnsel

bilden, die es beschädigen. Nach der Entnahme werden die Organe dann in einer speziellen Lösung steril verpackt und gekühlt zum Empfänger in entsprechenden Zentren transportiert. Häufig erfolgen die Entnahmen dabei nachts und es ist nicht ungewöhnlich, dass Flo auch mal bis zu 14 Stunden unterwegs ist. Der Job kann zwar anstrengend sein, ist aber ziemlich abwechslungsreich - jeder Einsatz gestaltet sich anders. So musste beispielsweise eine Organentnahme um viele Stunden verschoben werden, weil das Wetter zu schlecht zum Fliegen war. Das bedeutete für Flo, dass er im Bereitschaftsraum der Klinik schlafen musste. Auch das Personal am Flughafen schaue ab und an verwundert, wenn man mit einer Organbox durch die Sicherheitskontrollen läuft. „Man hat aber immer das Gefühl, zu etwas sehr Sinnvollen einen kleinen Beitrag zu leisten", sagt Flo, der den Job immer wieder machen würde.

Tastings: Von Hopfen und Gruppendynamiken

„Trinkt, riecht und schmeckt erst einmal. Weiß denn jeder von Euch, was Craftbier ist?" fragt Karl. Um den 26-Jährigen sitzt eine Gruppe von Menschen in lockerer Atmosphäre, alle mit einem Bier in der Hand.
So beginnen seine Biertastings, die mehrere Male im Monat im „Freistil" in Tübingen stattfinden.

Innerhalb von zwei Stunden können die Teilnehmenden alle möglichen Craftbiersorten probieren, während Karl die Herstellung und die Philosophie dahinter erklärt. So lernt man etwas über die Bedeutung des Hopfens, versteht mit Begriffen wie IPA und Pale Ale etwas anzufangen und erfährt, wie unterschiedlich Bier riechen und schmecken kann.
"Für mich ist es das schönste Gefühl, wenn ich das Bild der Menschen über Bier nachhaltig verändern kann und die Teilnehmenden sich auf den Abend eingelassen haben", sagt Karl. Jedes Tasting ist eine Art Sozialexperiment, da er in sehr kurzer Zeit Menschen kennenlernt und Zugang zu Gruppendynamiken bekommt, in die er sonst keinen Einblick hätte. Aus Geldgründen macht er den Job nicht – dafür ist die Stundenzahl zu gering. Vielmehr macht es ihm Spaß, sein Wissen und seine Leidenschaft für Bier an Andere zu vermitteln und einen Abend mit Menschen zu teilen, die er sonst nie kennengelernt hätte. „Denn der kleinste gemeinsame Nenner ist dabei immer noch das Bier", sagt Karl.



Foto: Julia Bung

haben Einblicke in Arbeitsalltage bekommen, die im späteren Beruf so nicht mehr typisch sind. Dadurch können Erfahrungen gesammelt werden, die das spätere Arbeitsleben prägen. Außerdem lernt man Menschen kennen, die das eigene Wissen und die Einstellung zur Arbeit und zum Leben erweitern.



Marie Bek (27)

... wünscht sich eine Welt ohne Brot mit Kümmel.

IMPRESSUM



Die Redaktion im Wintersemester 2022/2023. Foto: Paula Baumgartner

Ausgabe 47, Wintersemester 2022-23

Das von Tübinger Studierenden organisierte Campusmagazin Kupferblau erscheint einmal im Semester. Wir informieren über sämtliche Themen rund um das Studierendenleben und Tübingen – sowohl in der Printausgabe als auch online über www.kupferblau.de. Die Kupferblau bietet mehr als „nur" eine Mitarbeit als Journalist*in. Auch Anzeigen-Akquise, Fotografie, Illustration, Layout und Marketing gehören zu den Aufgaben der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Wilhelmstraße 30
72074 Tübingen

Web: www.kupferblau.de
Instagram: @kupferblau_redaktion
E-Mail: redaktion@kupferblau.de
print-redaktion@kupferblau.de

Druck: Druckerei Deile GmbH
Auflage: 4000

Layout:
Tabea Buschemöhle (25), Hannah Winkler (23)





...wünschen sich eine Welt mit mehr Toleranz.

Herausgeber:
Thomas Kleiser

Chefredaktion Print (V.I.S.D.P):
Holly Geiß, Isabel H. Jarama

Chefredaktion Online (V.I.S.D.P.):
Alexander Schwab, Sinem Tuncer

Ressortleitung Dossier:
Patrick Muczczek

Ressortleitung Politik und Wissenschaft:
Hannah Burckhardt

Ressortleitung Kultur:
Marie Linn Lohmann, Laetitia Gloning

Ressortleitung Kupferplausch/Unileben:
Sophie Noel

Redaktion:
Holly Attwood, Paula Baumgartner, Sascha Becker, Yuk Blomeyer, Hannah Burckhardt, Maria Doering, David Endl, Marvin Feuerbacher, Marie Geisbusch, Holly Geiß, Laetitia Gloning, Clara Göhner, Jonas Grauer, Elena Grettenberger, Isabel H. Jarama, Theresa Hoff, Cecélié Hoerz, Leonie Henes, Thomas Kleiser, Inga Lenssen, Marie-Linn Lohmann, Lukas Lummer, Max Maucher, Alina Maurer, Leo Merkle, Ben Metz, Patrick Muczczek, Sophie Noel, Kristina Remmert, Marcel Sabol, Alexander Schwab, Tabea Buschemöhle, Jana Svetlolobov, Jasmin Tran, Sophie Traub, Sinem Tuncer, Sophie Vollmer, Hagen Wagner, Hannah Winkler, Laura Winter, Therese Witt

Coverfoto:
Holly Geiß, Isabel H. Jarama.

Fotos:
verschiedene Urheber (siehe Bildunterschriften), privat.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Aufgrund redaktioneller Freiheiten wurde diese Ausgabe nicht einheitlich gegendert und die Artikel im Sinne der Autor*innen veröffentlicht. Vervielfältigung, Speicherung und Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.


ITZ THE MIND-SET
Zeitgenössisches Theater
mitten in der Altstadt
→ Jeden Donnerstag pay what you want
→ Theaterbar vor und nach der Aufführung
→ Open Space im Theaterfoyer:
Mi–Sa 16–18.30 Uhr
itz-tübingen.de
ITZ
IM TÜBINGER
ZIMMERTHEATER